

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten.



Preisshwanz, mit 3 Dukaten gekönt.

Das Karlsruhe ist eine Stadt, es ist eine wahre Pracht, namentlich Nachts bei Gasbeleuchtung, aber brennen muß sie. Schnurgerade Straßen, ein Haus wie das andere, inwendig und auswendig, und muß man sich ordentlich in Obacht nehmen, daß man nicht verkommt. Da ist dem Herrn Expeditionsrath einmal etwas passirt, doch ist's so weit noch ein Geheimniß und seine Frau weiß nichts davon. Er hatte an diesem Tage die längst erwarteten 100 fl. Zulage erhalten und dem zu Ehren war er in das R o t h e Haus gegangen um sich ein bene zu thun, und, dachte er, vielleicht treffe ich den Hauptmann dort, er ist ganz veressen auf seinen alten Freund den Hauptmann.

Er traf ihn auch, und sie tranken eine Flasche Mauerwein mit einander in aller Gemüthlichkeit, und plauderten von Diesem und Jenem, von der Rehler Rheinbrücke und dem Pferdeausfuhr-Verbote, von den Friebeisversicherungen des Moniteurs, und daß man sich auf Alles gefaßt halten müsse, und nachdem man auf dieses Capitel gekommen, ward die zweite Flasche angestochen und auf Deutschland's Einheit ausgetrunken.

Nachdem aber die zweite Flasche ausgetrunken war, es schlug gerade 9 Uhr, schnollte der Hauptmann seinen Säbel um und sagte: „Ich muß morgen in's Exerziren, gute Nacht, Expeditionsrath.“ „Gute Nacht, Hauptmann“, sagte der Expeditionsrath,



rath, „ich bleibe noch; mein Nationalgefühl ist heute aufgeregt, es leidet mich noch nicht im Bette. Herr Oberkellner noch einen Schoppen!“

So kam es, daß es halb 11 Uhr wurde, als der Herr Expeditionsrath in der heitersten Gemüths-Berfassung nach Hause wandelte.

Im Kalender stund Mondschein, aber im Himmel hatten sie auf Johanni einen neuen Hausknecht bekommen und der hatte vergessen den Mond anzuzünden und der Herr Expreng das Gas, also war's stockfinster in den Straßen.

„Wenn ich nur wüßte, ob meine Hautthüre die siebente ist von der Ecke, oder die achte“, sagte der Herr Expeditionsrath und zählte die Hautthüren ab, 's war eine wie die andere, „was nützen mich die grünen Läden? Bei der Nacht sind alle Röhre schwarz. Ich probier's mit der siebenten, und wenn der Hausschlüssel paßt, so kann's nicht fehlen.“ Es dauerte ziemlich lange bis er das Schlüsselloch fand, denn er suchte es in der ersten Viertelstunde auf der falschen Seite, endlich fand er's und der Schlüssel paßte, das Thor öffnete sich und der Herr Expeditionsrath trat in die Einsicht. Die war eben so lohlbeerrabenschwarz, man konnte die Finsterniß ordentlich mit den Händen greifen, daß es wieder eine Zeitlang dauerte, bis das Thor wieder geschlossen war. „Die Kathrine hätte mir wohl die Ampel können unter die Treppe stellen, die Gans,“ brummte er, und tappte mit den Händen an der Wand hin, bis er die Gangthüre fand. Jetzt hatte er das hölzerne Stiegengeländer erwischt, und nun konnte es nicht mehr fehlen, er kletterte die Stiege hinauf und gleich rechts war sein Schlafzimmer. Vor der Schlafzimmerschür zog er seinen Rock aus und griff nach dem Nagel, es war auch einer da, und hing den Rock daran, daß ihn die Kathrine am andern Morgen gleich puken könne. Jetzt öffnete er die Thüre so sanft wie möglich, „daß meine Alte Nichts merkt, sie brummt sonst,“ dachte er, und schlich sich auf den Zehen hinein. Gleich auf dem Tische neben der Thüre mußte ein Schächtelein mit Zündhölzchen stehen, er hatte sie selbst hingestellt; er fand auch den Tisch, aber keine Zündhölzchen darauf. „Die Kathrine wird doch alleweil dummer! Nun ich kann auch finster zu Bette gehen und für den Nothfall habe ich auch Feuerzeug in der Tasche.“ Also setzte er sich auf den Stuhl, der neben dem Tische stund, und fing an seine Stiefel anzuziehen; doch als die Stiefel ausgezogen waren, merkte er, daß er auf Etwas gefessen sei, das auf dem Stuhle lag, denn es hatte getracht. „Was mag das sein,“ dachte er, „ich war's doch nicht?“ und langte darnach. „Heiliges Tintenfaß! Meiner Frau ihr Hut, — breit, wie ein Eier-

suchen! und der Schrecken fuhr ihm in die Nase bergestalt, daß er laut niesen mußte, er mochte wollen oder nicht. Da scholl aus dem Bette eine Stimme: „Wer ist da? Vater bist du es?“ „Da haben wir's,“ murmelte der Herr Expeditionsrath, „jetzt ist sie doch aufgewacht; und was für eine feine Stimme sie hat! Ich bin's, altes Herz,“ setzte er laut hinzu, „habe ich dich aufgeweckt?“ „Wer ist da? Um Gottes Willen, wer ist da?“ schrie die Stimme wieder, und es raspelte im Bette. „Schreie nur nicht so, Alte, du weckst ja die Kinder, ich bin's ja, dein Joseph; hat die Luise noch den Husten? warte, ich mache Licht.“ Und der Herr Expeditionsrath langte sein Feuerzeug aus der Tasche, strich ein Hölzchen an der Wand und ging mit dem brennenden Zündhölzchen gegen das Bett um das Licht auf dem Nachttischchen anzuzünden. Da scholl aber aus dem Bette ein fürchterlicher Schrei und der Herr Expeditionsrath ließ vor Schrecken und Entsetzen das Zündhölzchen fallen, denn bei seinem 5 Sekunden langen Scheine hatte er etwas Schreckliches und Haarsträubendes gesehen. Er war in einem fremden Zimmer und stand vor dem Bette eines jungen Mädchens, welches sich in wahrer Todesangst in die Betttücher wickelte und schrie, als hätte es ein Messer im Halse. „Vater, Mutter, zu Hülfe, Mörder, Räuber, zu Hülfe, zu Hülfe!“ „Amalie, was gibt's“, brummte eine tiefe Bassstimme durch die Wand des Nebenzimmers, „träumst du?“ „Vater, Vater, um Gottes Willen zu Hülfe, Räuber, zu Hülfe!“ Der Herr Expeditionsrath war starr und wenn es nicht so dunkel gewesen wäre, hätte man sehen können, wie ihm die Haare zu Berge stunden, er wollte sich entschuldigen und stotterte: „Hochzuverehrendes Fräulein, . . .“ aber weiter brachte er keine Sylbe heraus, die Zunge klebte ihm am Gaumen. Als aber die Bassstimme im Nebenzimmer brüllte: „Amalie, halte ihn fest, ich komme!“ da erwachte er plötzlich aus seiner Erstarrung und kam auf einmal eine merkwürdige Rührigkeit über ihn, und mit zitternder Hast, die Stiefel ließ er im Stiche, suchte er die Thüre wieder zu finden. Jetzt erwischte er eine und stürzte sich kopfüber hinaus, oder vielmehr hinein, denn er war in einen großen Kleiderschrank gerathen. In dem Bette schrie es „Peter-Mordjo,“ der Expeditionsrath kämpfte in dem Kleiderschrank mit zwei Unterröcken und einer Krinoline und suchte sich vergebens aus dem Neze herauszuwickeln, das die zahllosen Bestandtheile einer Damengarderobe über seinem unglücklichen Haupte zusammengezogen. Da ward die Zimmerthüre aufgerissen, und im Schlafrode, der eine höchst einfache Toilette verhüllen sollte, in der einen Hand ein Licht, in der andern den bloßen Säbel, stürzte die Bassstimme in's Zimmer. „Amalie, wo, wo?“ rief der Bass und leuchtete im Zimmer umher. „Um Gottes-

willen, Vater, nehme dich in Acht,“ schrie es mit halberstickter Stimme unter den Betttüchern hervor, „dort in dem Kasten!“ Der Herr Hauptmann, die Bassstimme war ein Hauptmann, hatte mit einem Blicke das Terrain relognoécirt, und als Strategie alsbald seinen Feldzugsplan entworfen, er beschloß den Feind in der Festung zu cerniren und ihn durch Hunger oder Mangel an Luft zur Uebergabe auf Gnade und Ungnade zu zwingen; also schlug er die Kastenthüre zu und stemmte sich mit dem Rücken dagegen. „So, jetzt hätten wir den Vogel gefangen,“ sagte er, „nun wollen wir das Weitere abwarten.“ In dem Kasten rumorte es noch gewaltig und eine klägliche Stimme rief: „Um Gottes Willen, machen Sie auf, ich erstickte. Sind Sie's, Herr Hauptmann?“ „Was Teufel,“ brummte dieser, „die Stimme sollte ich kennen. Nun zum Henker, wer steckt denn da drinnen?“ Und wieder scholl die klägliche Stimme aus dem Kasten. „Ich bin's, Ihr unglücklicher Nachbar, der Expeditionsrath; sind wir nicht vor einer Stunde noch bei einander im Rothen Hause gefessen und haben Deutschland's Einheit leben lassen?“ „Was? Mein lieber alter Freund, der Expeditionsrath!“ schrie der Hauptmann und riß die Kastenthüre auf und heraus taumelte eine Figur, eine Krinoline



Und heraus taumelte eine Figur, eine Krinoline über dem Kopfe, über dem Kopfe und verwickelt in einem halben Duzend Röcken, Unterröcken, Mantillen, und nachdem die Figur aus der Emballage herausgeschält war, so war es in der That der Herr Expeditionsrath, in Hemdärmeln, in bloßen Strümpfen, und mit rothem, schweißtriefendem Gesicht. „Aber lieber, alter Freund,“ lachte der Hauptmann, denn er merkte bereits Etwas, „erklären Sie mir doch!“ „ich will Alles erklären,“ sagte dieser mit schwacher Stimme und warf einen kläglichen Blick nach dem Bette, wo bereits wieder unter der Couverte ein Näschen sich hervorgearbeitet hatte, und ein aller-

liebste war's, „aber nun fort von hier, ich schäme mich zu Tode.“

In dem Wohnzimmer des Hauptmannes war die Erklärung bald gegeben, denn der Herr Expeditionsrath war ein langjähriger Freund des Hauses, und sein Freund der Hauptmann lachte, daß die Balken zitterten, und die Frau Hauptmann im Nebenzimmer lachte mit und bankte ihrem lieben Expeditionsrathe für den unerwarteten Besuch, und aus dem dritten Zimmer, wo noch des Herrn Expeditionsraths Stiefel stunden, lachte es ebenfalls, und dieser lachte am Ende selber, und der Hauptmann ließ sich's nicht nehmen, der Herr Expeditionsrath mußte noch ein Glas Punsch mit ihm trinken auf alte Freundschaft.

„Aber nur reinen Mund gehalten,“ sagte dieser, als er sich um halb 12 Uhr empfahl, „bei Fräulein Amalie, meinem lieben Pathentkne, werde ich mich morgen selbst entschuldigen. Wenn's nur der hintenbe Bote nicht erfährt, sonst komme ich noch in den Kalender.“

Die Witt fraa.



Die Wittfraa mit neun Kinnerln,
Des wasch der liewe Herrgott so!
Der liewe Herrgott hoß gewollt,
'S isch gesehe, 's isch emol halt so!

Neun Kinner, und kaan Verdelland,
'S war frellisch gar e traurig Wort!
Ja, wann's Gewisse halt nit wär,
Hätt ich nor achde, — aans wär fort.

Die Gräfin hot kaan aanzig Kind
Un's sin so reiche reiche Leut;
Die hewwe um mein Naansches gebhan,
Schier gar als wäre se nig geseht.

Die Häusel un zwaa Aederltn
Des hun se mer verschriwwe ghatt,
Wann ichen's Waldche losse dhät,
For sie un ihn an Kindesstat.

Un wie se's fortträcht uffem Arm,
Do fange se all zu schraie an;
„Ach liewer Herrgott, heww ich sgaht,
„Ach Gott, was heww ich bo gebhan!

Un wie ihr Kutscher fahre will,
Schrecks noch sein Händlin noch mer raus;
„O! Newt Gräfin! gnädiger Herr!
„I will kaan Ader un kaan Hans, —

„I will mein Kind, i will mei Kind!
Der liewe Herrgott sorgt for mich;
„Er gitt aa Ihre noch e Kind;
„Wann Sie en bidd, erbarmt er sich!

O! Gott im Himmel! sei gelobt!
I hebb mein Kind, i hebb des Haus,
Die Aederltn schun Johr un Dag,
Un Niemand treibt uns wider raus!

Un was ich ihr zum Trost hebb gsagt,
Un hebb nit viel darbei gedenkt,
Des werd jest ballvoll werlich wöhr;
Der liewe Herrgott hor's gelenkt!

Eine Hundekur.

Preischwanz, mit 1 Dukaten gekront.

Wenn's Einem recht schlecht und überzwerch geht in der Welt und er hat Nichts zu nagen und zu belken, so sagt man: „Er führt ein Leben, wie ein Hund!“ Ist aber nicht immer richtig, denn es gibt Hunde, die führen ein Leben wie die großen Herren, essen, trinken, schlafen, spazierenfahren, und zur Abwechslung auf dem Kanapee herumlungchen, oder durch's Fenster hinaus schauen.

Es war einmal eine alte Jungfer, man sagte ihr gnädiges Fräulein, die hatte einen Mops, der hieß Amor, und wurde „Amorche“ gerufen. Weil sie aber eine alte Jungfer war und keine Kinder halte, in der Regel haben sie keine, so war ihr der Mops in's Herz hinein gewachsen,



und es wurde die Aufgabe ihres Lebens, dem Amorche das seinige angenehm zu machen. Das weibliche Herz kann nicht andere, etwas muß es lieben, ist's kein Mann, so ist's eine Kage oder ein Wops, die Wahl thut einem weh! Bei dem gnädigen Fräulein aber wars ein Wops, denn die Katzenperle hatte sie schon hinter sich. Also fraß der Wops nichts als Marzipan und Martronen, im schlimmsten Falle ein Kalbrieschen, wenn man sie gerade recht zart bekommen konnte, schlief des Nachts bei seiner Gebieterin im Bette und saß bei Tag neben ihr auf dem Kanapee oder auf ihrem Schooße, und wenn ihm einmal etwas passirte, bei Tag oder bei Nacht, so hatte es Nichts auf sich, denn seine Herrin war blind gegen alle seine Fehler. „Der arme Engel kann Nichts dafür,“ sagte sie.

Ein solches Leben aber muß sogar einen Wops zu Grunde richten, und also wurde Amorchen krank, recht krank, und war großes Herzeleid, denn kein Doktor konnte helfen, keine Arznei wollte anschlagen, es fraß Nichts mehr, es schlief nicht mehr, und schnaute ganz erbärmlich, als wolle es in seinem eigenen Fette ersticken, denn es war kugelförmig.

„Wenn noch Jemand helfen kann, so ist's der Jägerfritz,“ sagte das Kammermädchen zu seiner Gebieterin, die an dem Schmerzenslager ihres Lieblings verzweifeln wollte. Der Jägerfritz ward schleunig gerufen und nahm den Patienten in Augenschein. „Dem kann geholfen werden,“ sagte er und lachte, „in 6 Wochen ist das Best kurirt, oder der Teufel soll mich lothweis holen! Grausam viel Arzneien aber wirb's kosten.“ Das gnädige Fräulein zitterte, ihren Liebling so rohen



Händen anzuvertrauen, aber es war die letzte Hoffnung, es blieb keine Wahl. Das Amorche ward also sorgsam in seidene und wollene Tücher und Decken gewickelt und dem Jägerfritz über-

geben. „Aber Herr Förster,“ sagte das gnädige Fräulein und strochnete sich die Augen, „behandeln Sie ihn nur recht zart und sanft, den armen Engel, und sparen Sie keine Kosten.“ „Wie mein eigen Kind,“ sagte der Jägerfritz und schob das Amorchen in den Büchsenranzen, „und was die Kosten betrifft, so werden Sie sehen ob ich knauserig bin.“ Das Amorchen murrte und schaute in dem Büchsenranzen ganz erbärmlich, als wolle es protestiren, und in der That war für einen aristokratischen Wops von Geburt und Erziehung die Aussicht, wie ein Kind des Herrn Jägerfritz behandelt zu werden, nicht sehr verlockend, denn es hieß dieß heilkünftig so viel als täglich dreimal Kartoffeln und viermal Prügel bekommen.

Als nun der Jägerfritz nach Hause kam, war das Erste, daß er den Amor an den Ohren aus dem Büchsenranzen herauszog und seiner kostbaren Umhüllung entlebigte, das Zweite, daß er ihn mit einem freundschaftlichen Fußtritte hinter den Ofen spebarte, und das Dritte, daß er die seidene und wollenen Tücher seiner Frau zuwarf, „da ist ein Schurz und ein Kleid für dich, die Bestie kann auf dem Boden schlafen.“ Am andern Morgen begann die Kur. „Amor, hinein!“ rief der Jägerfritz und hielt ein Stück Schwarzbrot in der Hand. Amor rührte sich nicht. Also packte der Jägerfritz den Amor bei den Ohren und suchte ihn tüchtig durch, daß ihm das helle Fett aus den Augen lief, „warte Best, ich will dich Brod fressen lehren.“

Am andern Morgen hieß es wieder: „Amor, hinein!“ Amor murrte klaglich und verkröch sich hinter den Ofen und wieder bekam er seine Prügel.

So ging es 4 Tage fort, jeden Tag dreimal Prügel und Nichts zu fressen.

Am 5. Tage, die Haut hing nur noch so um ihn herum und er weinte kein Fett mehr, sondern das reine Salzwasser, hieß es wieder: „Amor, hinein!“ Amor kurrte, aber er schleppte sich herbei und roch an dem Brode und knusperte daran.

Am 6. Tage fraß er das Brod und hätte gerne noch mehr gehabt. Am 7. hätte er es gerne wieder gefressen, aber das Brod hatte sich in kalte Kartoffeln verwandelt, und fraß nicht, sondern bekam Schläge. Am 8. fraß er die Kartoffeln und bis zum 12. hatte er's schon zu rohen Rübschnitzen gebracht. Amor war kurirt. Noch vier Wochen lang schleppte ihn der Jägerfritz in Wald und Feld herum und fütterte ihn abwechselnd mit Schwarzbrod, Schlägen und Kartoffeln, und als die 6 Wochen um waren, brachte er ihn wieder zu dem gnädigen Fräulein.

Als das Fräulein vor Freude außer sich war, daß ihr armer Engel so frisch und munter an ihr hinaussprang, und dankte dem Jägerfritz mit schwimmenden Augen, und ließ ihn zum „Forst-

geb
nd zu
ie ein
s gibt
s Her
n, und
nigen,

a sagte
Wops,
erzuzen.
keine
ne, so
achsen,

inspector“ avanciren, da dachte dieser, jetzt ist's Zeit, und zog ein großes Stück Kreide aus der Tasche und fing an der Stubenthüre an anzukreiden.

Daar bezahlt in die Apotheke, die Arzneien sind mein	fl. fr.
eidig theuer	20. —
für eine Wärterin, wenn er Nachts fantasirte	6. —
für Malaga, um auf Zucker, für inwendig zu nehmen	2. —
der Zucker dazu	6. —
für rothen Wein, Affenthaler, für Einreibungen, Umschläge und Bäder	12. —
für Revalenta Arabica, um ihn wieder zu Kräften zu bringen	6. —
für allerlei Kleinigkeiten, mit Respect zu vermeiden	
Klistieren, Blutegel, Nies Salz u. s. w.	4. —
Kostgeld täglich 24 fr., macht für 8 Wochen exact	16. 48
Summa	72. 48

„Sehen Sie, gnädiges Fräulein, es ist Nichts g'spart worden um ihn wieder auf die Beine



zu bringen, und für meine Müß' will ich Nichts rechnen, hab ich's doch gern gethan aus Freundschaft für's Amorce und für's gnädige Fräulein, und das Bettzeug ist auch drauf gangen in der schweren Krankheit.“

Also bekam der Jäger Fritz noch 12 fl. extra für seine Müße, und das gnädige Fräulein war zu sehr glücklich mit ihrem Amor am Herzen, um die Rechnung jetzt schon zu theuer zu finden.

„Ich will mich rekommandirt haben, wenn wieder was vorkommt,“ sagte der Jäger Fritz, als er das Geld einstrich; „Bhüt' die Gott, Amorce mein Engelche! Amorce, da! da! da! Ich kann's fast nicht vermangle, so hab ich mich an das Thierle attaschirt; natürlich! Tag und Nacht, Tag und Nacht! Wie mein eigen Kind.“

Ein schlimmes Wort.

In unfrer lieben, deutschen Sprache,
Da gibt es Wörter, welch' ein Graus,
Die letzten Blut und Schnauben Rauche,
Und sehen schrecklich grimmig aus;

Zum Beispiel: Heiligs Donnerwetter,
Daß ein Gewitter dich verschmetter!

Doch tröstet Euch, Ihr frommen Christen,
Die Worte sind nur Lumpenpack,
Sie treiben's, wie die Kennomisten,
Und machen eine Faust im Sack;
Und wenn sie auch das Maul aufreißten, —
Sie können bellen, doch nicht beißen.

Ein Wörtchen aber, laßt Euch ratthen,
Vor diesem nehmet Euch in Acht!
Hat viele schon in großen Schaden,
Und großes Unheil schon gebracht;
's ist schlimmer, als der schlimmste Schwur,
Es ist das kleine Wörtchen — Nur!

Schon Adam nahm den Apfelbissen,
Nur weil ein „Nur“ ihn hat verführt,
Und daß wir's heut' noch büßen müssen,
Hat nur dieß „Nur“ uns eingerührt;
Denn, daß die Schlang' im Paradies
Ein „Nur“ nur war, ist ganz gewiß!

Ein Küßchen nur, mein holder Engel,
Ein einzig', kleines Küßchen nur!
So girt und lockt manch schlanker Bengel;
Ihr Mädchen, trauct nicht dem Schwur!
Ach, Marthe, die dieß „Nur“ gewährt,
Hat dann in Kummer sich verzehrt!

Ein Thaler nur? Die Bagatelle!
Ein Thaler hier — ein Thaler dort!
Wenn noch so reich des Geldes Quelle,
Für sie ist „Nur“ ein schlimmes Wort;
Durch dieses „Nur“ sind aller Orten,
Viel Reiche — Bettler schon geworden!

Ein Schöppchen Wein nur vor dem Essen,
Und Abends eine Flasche nur;
Herr Wirt, ich hab' mein Geld vergessen,
D'orgen Sie mir dieß Mal nur!
Dieß „Nur“ macht, ohne viel zu spaßen,
Diebeutel leer, und roth die Nasen!

Am grünen Tisch in Baden-Baden,
Nur frisch gewagt, Fortuna laßt;
Nur einmal! Ja — das kann nicht schaden!
Es schadet doch, nehmt' Euch in Acht!
Der Teufel packt Euch bei den Haaren!
Hab's leider selber schon erfahren!

Luis ist ein braves Mädchen!
D'ja — gewiß — nur Was denn nur?
Gibt's eine zette so im Stättchen?
D'nein — sehr brav und sitzsam — nur
Dieß „Nur“ — mit Lächeln wird's gesprochen —
Hat Herz und Ehre schon gebrochen.

Mit „Nur“ hat mancher angefangen,
Der's bis in's Zuchthaus hat gebracht,
Und Mancher ward sogar gehangen,
Weil er dieß Wörtchen hat verlaßt;
Von Word und Brand ist es die Quelle,
Und recta führt es Euch zur Hölle!

D'rum besser noch ein „Donnerwetter“,
Ein „Krautsalat“ mit „Stift“ und „Word“,
Nur dieses „Nur“ nicht, gute Götter,
Dieß „Nur“ ist ein entsetzlichs Wort!
Man sollte wahrlich die drei Zeichen,
Ganz aus der deutschen Sprache streichen!!

Jetzt faß' Sockele!

In A. war einmal eine Zeit, es ist schon lange her, da bekamen die Beamten einen Theil ihrer Besoldung in Naturalien, wie man sagt, das heißt in Korn, Gerste, Haber, je nachdem, und konnten damit machen, was sie wollten, mahlen lassen und Kugelhupf daraus backen, oder den Pferden füttern, wer hatte, oder aber verkaufen, zum Beispiel an die Juden. So übel war die Sache nicht, und wenn das Korn und das Mehl recht theuer wurden, so war den Beamten ihres auch mit dabei, und waren besser daran, wie jetzt, zum Theil wenigstens. Doch hatte die Sache auch zwei Gesichter, ein gutes und ein schlimmes, und ein schlimmes war's, wenn Einer in Noth kam und verkaufte seine Früchte zum Voraus, auf 5, 8 und 10 Jahre; gute Freunde gab es immer, die es ihm abnahmen, aus purer Freundschaft, wer aber am Besten dabei fuhr war nicht immer der Verkäufer, sondern der Freund. Einmal aber war's keiner von Beiden, und das Stücklein will ich jetzt erzählen.

Ein niederer Beamter, man nennt sie jetzt Subalterne, weil man sich alle mögliche Mühe gibt unsere schöne deutsche Sprache mit Fremdwörtern zu verunstalten, so eine Art Kanzleirath also, wenn's damals schon gegeben hat, der weniger Besoldung hatte und mehr Kinder als ihm lieb war, — gerade wie heute, — dabei aber einen guten Humor, kam unverschuldet in große Noth und wußte sich nimmer zu helfen. Und da er gar nimmer wußte wo aus noch ein, die Kinder hatten bald keine Schuhe mehr anzuziehen, der Bäcker wollte nimmer borgen und der Metzger hatte schon lang gesagt: „Kein Geld, kein Fleisch“, und sogar sein guter Humor drohte Reißaus zu nehmen, so dachte er, „du machst es auch wie die andern, und verkaufst deine Frucht.“ Und also ging er zu einem Juden, Sockele Levi geheiß, man sagte ihm nur Sockele kurzweg, der in dem Artikel schon reich geworden war, und verkaufte ihm seine Frucht, jetzt und bis auf 10 Jahre hinaus, und der Sockele schmunzelte und hatte ein gutes Geschäft gemacht. Und als er die blanken Kronenthaler so auf den Tisch hinzählte, einen nach dem andern, als könne er sich von keinem trennen, sagte er: „Nu, Herr Müller,“ Müller hieß der Beamte, „hat mich wieder gebracht mein gutes Herz in Schaden, wahrhaftig und Gott; aber so geht mer's; was werd die Memme sage?“ „Nu,“ setzte er hinzu und der Spitzbube zwinkerte ihm um die Mundwinkel, „hab' ich's doch nur gethan aus Freundschaft for den Herrn Müller, wahrhaftig und Gott! Werd' ich se fasse alle Jahr um Martini!“ die Frucht nemlich, meinte er, wolle er fassen, nicht die Freundschaft.

Hat dem armen Herrn Müller nicht viel geholfen, denn kurz darauf wurde er krank und der Doktor

sagte: „Es ist Mathai am Letzten, er hat in seinem Leben zu viel Altensraub und zu wenig Kalbsbraten geschluckt,“ und auch der Herr Müller merkte es, daß es Mathai am Letzten sei. „Es hätte können später kommen,“ dachte er, „doch wie Gott will, ein Schleck war's ohnebleß nicht.“ Als es nun aber Zeit war, ließ er seine Familie zu sich kommen und tröstete sie und nahm Abschied von ihr, und es war ein großes Herzeleid, denn es war ein guter Vater und ein braver Mann. Und als der Tod schon seine Fittiche über ihn entfaltetete, und die Frau kniete vor dem Bette und küßte seine erstarrte Hand, da flog es noch Einmal, wie ein Räscheln über sein Gesicht, in dem halb erloschenen Auge blitzte noch Einmal der alte Humor, und er sagte: „So, jetzt faß' Sockele!“ drehte sich gegen



So, jetzt faß' Sockele!

die Wand und starb; lachen konnte er nimmer, er hätte es sonst gethan. Der Mann wurde allgemein bedauert, am meisten aber lamentirte der Sockele von wegen dem Fruchtsassen: „Wahrhaftig und Gott; hätt ich doch nie geglaubt, daß es kann gebe so boshaftige Mensche, so boshaftige; stirbt mer noch vorm erste Martini!“

Der Zweikampf.

Zwei hoffnungsvolle junge Ritter von der Bartschüssel in Paris hatten wie andere Menschenkinder ein empfindsames, weiches Herz von der Natur empfangen. In ihrer Nähe wohnte ein älterer Junstgenosse, dem der Himmel ein einzig Töchterlein gegeben, und der aus der langen Kundsame seines rastlosen Lebens ein erklecklich Sümchen zurückgelegt hatte. Das Haus war fein, frei und ohne Schulden, die Kundsame noch immer bebedeutend, und das Töchterlein, be-

sonders in Anbetracht künstlicher Erbschaft auch nicht übel. Was Wunders, wenn der schlaue Liebesgott den Weg zu dem Herzen der schäumenden Jünglinge fand, obwohl sie in ganz verschiedenen Stadtquartieren wohnten, und in ihnen eine Flamme entzündete, die sie mit allem Seifenschaum ihrer Tagesarbeit unmöglich zu löschen im Stande waren. Wenn sie auf ihre Praxis ausgingen, so führte sie zwar, mochte auch ihr Ziel in ganz entgegengesetzter Richtung liegen, doch ihr Weg immer an des künftigen Schwiegervaters Hause vorbei, und sie blickten sich dann fast die Augen heraus, um den Gegenstand ihrer zarten Sehnsucht zu erblicken, brachten es auch durch Husten und Nüsperrn zuweilen dahin, daß die Holde ihre Augen aufhob, und auf die sonst etwas einsame Straße sah, aber das war auch Alles, was sie bis dahin errungen und erstürmt hatten.

Freilich immerhin genug für Jeden von ihnen, um ihn zur festen Ueberzeugung zu bringen, daß er bereits der Hahn im Korbe und nichts mehr zu erobern habe, als das schwer zugängliche, verschlossene Herz des lieben Schwiegervaters. Siehe, da ging ihnen auf einmal ein Stern der Hoffnung auf, von dem sie zwar bisher geträumt, aber dessen plötzliche Erscheinung sie in den dritten Himmel verjagte. Der Herr Bart- und Haar-künstler, ihr Schwiegervater, hatte seinen ersten Gehilfen entlassen, und nun galt es, den letzten, letzten Schritt zu wagen.

In der Nähe war ein bescheidenes Kaffeehaus. Dahin bezog sich des Vormittags der Eine unserer Ritter, und ließ sich ein Gläslein Geistiges geben, damit seinen Muth zu stärken und seine Rede in gehörigen Fluß zu bringen. Bald erscheint auch unser zweiter Held mit ungleich zufriedenerem, mit wonnestrahlendem Angesicht. Der Zufall führt ihn dem Ersten gegenüber an den gleichen Tisch. Anfangs drehte sich das Gespräch um alltägliche Dinge; aber weiß das Herz voll ist, davon geht der Mund über, und so geschah es denn, daß der Erste dem Tischnachbarn halb sein Innerstes offenbarte, ihm seine stille Liebe schilderte, seine goldenen Hoffnungen ausmalte, und ihm endlich gerade heraus sagte, da drüben, schief gegenüber sitze das Goldbädelein, dessen Bild er schon lange im stillen Rüstig seines Herzens trage, und das er jetzt zu sehen gedenke, trotz des alten Barbiers finsternem Gesichte, und hartem Unterherzen. Halt, guter Freund, fällt ihm da mit zorniger Miene der Andere in's Wort, sparen Sie sich den unnützen Gang, der Vogel ist mei, ich sitze bereits im Neste, und morgen trete ich als erster Gehilfe bei dem freundlichen Schwiegervater ein.

Das war ein Wetterschlag aus einem Himmel

voll Dazgeigen für den armen hoffnungseligen Jüngling, daß er erleichte und roth wurde vor Schreck und Zorn, und nicht Worte finden konnte, seinen innerlich aufstobenden Gefühlen Ausdruck zu geben. Aber bald hatte er die Sprache wieder gefunden, und zwar eine ernste und blutgierige Sprache, denn: Herr, wir schlagen uns auf Leben und Tod! waren seine ersten Worte. Ein Franzose ist zwar gar gleich bei der Hand mit scharfen und spitzen Waffen, aber ein Barbier weiß zu gut, wie scharf und schneidend der geschliffene Stahl ist, und darum war das Wort für den Andern ein Schreckschuß. Mit Degen, mit scharf spitzen Degen schien es daher gefährlich. Also mit Pistolen, denkst du, lieber Leser, o nein, denn so gut sie die Messerlinge führten, das Schwert war ihnen eine ungewohnte Waffe, und Pistolen konnten ja losgehen, wie der Schmucl meint, auch ungelaben.

So blieben sie denn eine Zeit lang ungeschlüssig einander gegenüber, als endlich der Herausforderer Mittel und Wege fand, seinen Gegner zum Kampf zu bringen. Aber zu welchem? Jeder läßt sich ein Schoppen Glas geben, stillschweigend schreiten sie neben einander zur Thüre hinaus, die Treppe hinab, in den Hof, an den Brunnen. Der Hausknecht wird herbeigeholt und muß schöpfen, und nun füllt der Erste sein Glas und trinkt es leer, nun der Zweite, dann der Erste wieder und so fort und fort. Mit Todesverachtung, mit recht kalter Todesverachtung werden so zehn, zwölf, fünfzehn Schoppen geleert. Der Bauch wird ihnen zwar, wie eine Trommel, das siedende Herzblut hat sich bedeutend abgekühlt, der feurige Liebesbrand ist gelöscht, aber Einer will als Sieger vom Blatze gehen. Beim zwanzigsten Glase endlich sinkt der Eine ermattet wie ein umgefallener Sack zu Boden, beim einundzwanzigsten sein Gegner ihm siegreich zur Seite, — da kommt die hilfreiche Polizei, packt die unglückseligen Zweikämpfer auf einen Karren, und schafft sie beide in's Spital, wo sie erst nach mehreren Tagen an Leib und Herz curirt entlassen werden, denn sie wurden von nun an die besten Freunde, aber in der Straße vor dem Goldbädelein durften sie sich nimmermehr blicken lassen, aus Respekt vor dem Lärmenden und pfeisenden Aufgebot der dasigen Straßenjugend.

Gegen Brandwunden.

Samle Brennnesseln, lasse sie im Schatten abwelken, bringe Alles, Samen, Blätter und Stengel in eine Flasche, gieße starken Weingeist darauf, verschleße die Flasche und stelle sie einige Tage an die Sonne. Dadurch erhält man eine grüne Flüssigkeit, mit welcher man etwa alle Dreißigstund die Brandwunde wäscht. Auch kann man die Flüssigkeit mit Wasser verdünnen, und so zu Umschlägen verwenden. Der Schmerz wird dadurch sehr schnell gestillt und die Wunde rasch geheilt.



Der Schiffmann.

He Kamrad, was wil ich sage!
Ihr geht so zu Fuß daher,
Tragt en Ranze, centnrischer,
Un mir fahre do im Nahe,
Fahrt mit uf noch Eberbach!

Der Handwerksborfch.

Ja, des wär wohl schön, zu fahre
Uffem Wasser ohne Lafcht.
Doch ich bin zu Fuß gerascht,
Un e Handwerksborfch muß schpare,
Wie viel zahlt mar dann bis uf?

Der Schiffmann.

Wann 'r mit im Schiff wollt fahre, —
'S geht so gschwind wie in 're Ghois —
Koscht drei Wage euch die Rees;
Doch ihr wollt e bissel schpare,
Un do dhu ichs for die Hästt;

Nor, verschicht sich, müßt 'r helfe
Ziehe dann an unsrer Lain, —
Schuckt mer euern Schnappsack rein —
Un ihr zahlt hernoch schtatt zwölfe
Nor sechs Kreuzer for die Fahrt.

Der Handwerksborfch.

Gut! do will ich mit üch mache,
Kumm nech Eberbach per Schiff.
Uf der Rees gilt jeder Biff,
Un sechs Kreuzer kann ich lahe,
Schpann ich geern misz vor die Lain.

Wie der Nahe nuf war kumme
Noch 're siwveschtündge Fahrt,
War die Hästt dum Fahrgeld gschpart!
Hot sein Ranze rausgenomme
Un gar höstlich sich bedant;

Hot vergnügt sein Prächel gschwunge,
Doe de Gut zurecht gerüct
Schief uf's ene Ohr gedrückt
Un e lustig Liebel gsunge,
Un is fort — in's Schwoweland.

Brettschwanz mit 2 Dulten gekönt.

Ein junges Ehepaar war noch in den ersten Monaten der glücklichen Flitterzeiten. Was der junge Ehemann dem lieben Weiblein an den Augen ansah, das mußte flugs geschehen, und was des Männleins geheime Herzenswünsche waren, suchte die andere Hälfte eifrig zu erforschen, ihm Tag für Tag eine neue freudige Ueberraschung zu bereiten. Bald hatte sie auch herausgefunden, daß er die Schwachheit so vieler Söhne Adams theilte, daß er nämlich nicht gern alle Tage Suppe, Rindfleisch und Gemüse oder Sauerkraut, Erbsen und Speck aß, sondern daß er gar freundlich schmunzelte, wenn sie ihm hie und da einen besonderen, einen feineren Bissen brachte. Das machte freilich dem guten Weiblein nicht wenig Kopfschmerz und raubte ihr in der That nicht selten eine Stunde des süßesten Morgenschlammers, denn als Mädchen hatte sie zwar die Geschichte und Geographie aller fünf Welttheile auswendig, hatte Tanzen und Klavierspielen, Malen und Singen, Sticken und Häkeln gelernt, und in Frankreich oder England hätte sie einer verkauft, denn sie war in dem Wälschland in einer theuern Pension gewesen, und englisch und französisch welschte sie fast besser, als ihre eigene deutsche Muttersprache, in der sie jedoch auch unterschiedliche Gedichte von Göthe und Schiller gelernt hatte, und sogar, wie ihre Frau Mama sagte, selbst allerliebste Verse zu machen verstand.

Nähen und Spinnen, Stricken, Flickern, Bügeln und Strümpfe stopfen, und was dergleichen gewöhnliche oder gar gemeine Beschäftigungen mehr sind, hatte sie freilich nicht gelernt, aber dazu hatte man ja seine Dienerschaft. Auch zum Kochen lernen, meinte die Frau Mutter, sei es immer noch Zeit, und zu dem mache man sich ja ruhige Hände und Finger dabei, und wenn man um 10 Uhr in die Küche müsse, könne man sich nicht ordentlich frisiren und anziehen und Vormittags keine Besuche machen und empfangen; überhaupt sei das eine Gefinbearbeit, und, wenn es Noth thue, habe man ja eine Menge vortrefflicher Kochbücher.

So räsonte die Frau Mama, und nach dem Sprichwort: Wie die Alten sungen, so zwischern die Jungen, — stimmte auch das zarte Fräulein in diese Ansicht vollkommen mit ein.

Als nun aber der heilige Ehestand seine Pforten aufgethan, und die Jungfrau eine junge Frau geworden, und sie da und dort im eigenen Haus, in Küche und Keller zu befehlen und zu regieren bekam, da wollte ihr's manchmal vorkommen, als hätte sie doch manches nicht gelernt, was sie jetzt brauchen könnte, und als der liebe Ehemann nur so leise merken ließ, wie ihm Alles besser schmecke, wenn sie's selber gekocht, und wenn er sie am Herd überraschte, und ihr dann sagte, da, mit den feuer-

rothen Backen hinter der knisternden Küchenflamme gefalle sie ihm am allerbesten, da setzte sie sich oft gar eifrig an ihr großes Kochbuch von der berühmten Köchlerin, und studirte da oft stundenlang an den Kochrecepten, die ihr vorkamen, wie lauter böhmische Dörfer. Sie hatte herausgebracht, eine gewisse Speise, eine Art Pudding oder Fleischkuchen oder etwas dergleichen, sei ihres Mannes Leibspeise. Mit dieser will sie ihn überraschen. Also geht sie flugs an's Werk, nimmt das Kochbuch zur Hand, legt Holz an's Feuer auf dem Herde, nimmt nach Vorschrift so viel Mehl, so viel Fleisch, so viel Eier und Salz, Butter und Schmalz, und fährt so Zeile für Zeile ihrem gedruckten Lehrmeister folgend fort, bis die Leibspeise fertig ist. Müde und hungrig kommt das liebe Männlein von der Kanzlei, die Suppe dampft ihm schon wartend entgegen, das Dohsenfleisch folgt, und nun erscheint in verdeckter Schlüssel das herrliche Leibgericht. Noch immer hungrig und nach dem lange entbehrten Genuße sich schneidend, macht sich der Entzückte darüber her; er findet die Speise zwar etwas stark und kräftig, aber doch gut, und von der Hand der Liebe, meint er, müsse es ja auch ganz anders schmecken, und darum, obwohl das zarte Weiblein nach dem ersten Bissen nicht recht begreifen konnte, wie man so starkgeistige Speise lieben könne, macht er sich um so heldenmüthiger daran, ist seine eigene und seines lieben Weibes Portion, bis er endlich übersatt einhält von der gewaltigen Arbeit. Aber wie er sich aufrichtet vom Teller, drehen sich auf einmal Fenster und Spiegel und Thüren, und die leeren Schüsseln und der Tisch und die Stühle im wirbelnden Tanze um ihn her, und selbst sein lustiges Weiblein sieht er in wirbelnden Reigen ihn umkreisen. Nur er selbst tanzt nicht, denn, wie er aufstehen will, sein tanzendes Weiblein zu fassen, bekommt er den leibhaftigen Knieschnapper, und purzelt mir nichts, dir nichts mitten hinein in den lustigen Tanz. Da liegt er am Boden, seine Frau packt ihn an dem Arm, er bleibt liegen, wie ein Sack, sie ruft ihn beim Namen, er gibt Antwort, aber in einer Sprache, deren wunderbarlich fallende Gurgelöne sie nicht zu entziffern vermag. Schnell wird die Magd zum Doktor geschickt, ebenso schnell ist der wackere Mann zur Hand. Man hebt den Armen auf, legt ihn in's Bett, macht ihm warme und kalte Aufschläge, läßt ihn zu Ader, setzt ihm Schröpfköpfe und Blutegel an den Kopf, auf den Magen. Jetzt erst fragt der gelehrte Mann, was der arme Patient denn gegessen hat; und versucht den Leibkuchen, von dem ehrenhalber noch ein winzig Stücklein auf der Platte lag, und fragt dann nach dem Recepte des Gerichtes. Ich hab's ganz genau nach der Köchlerin gemacht, Herr Doktor, erwidert die Hausfrau, und holt schnell aus der Küche das Buch. Der Doktor schlägt sel-

ber nach, kiest die eine Seite hinunter, aber, wie er umschlägt, sieht er, daß zwei Blätter aneinander geklebt sind noch vom Buchhinder her, und daß die wackere Köchin so unglücklicherweise um ein Blatt zu weit gekommen ist, und da steht richtig ganz deutlich auf der Seite oben: Nimm zwei Schoppen Rhum, und schütte es dazu. Und so hatte es auch pünktlich die gewissenhafte Köchin gemacht. Da freilich ging dem Doktor ein Licht



auf, und er zeigte der Frau den Streich, den sie gemacht hatte. Zum Manne sagte er aber nichts, als „bis Morgen wird's schon besser werden“, und richtig war auch der gute Mann am andern Morgen wieder nüchtern, nur hatte er einen erklecklichen „Kagenjammer“ und die Blutegelstiche und die Aderlässe juckten ihn noch etliche Tage nachher.

Item, gut war's, daß es so abging, es hätte auch schlimmer gehen können, das dachte auch das gute Weiblein, und studirte zwar auch fürder fleißig im Kochbuch, aber war vorsichtig beim Umschlagen. Wie ist's, liebe Leserin, willst du den ersten Stein auf die arme Köchin werfen?

Der Edelmann und der Jude.

Ein Edelmann, der es nur dem Namen nach war, und gerade deshalb mit stolzer Verachtung auf Alle herabblidte, die das Wörtlein „von“ nicht vor ihrem Namen hatten, wurde einst in Hamburg in eine vornehme Gesellschaft zu einer adeligen Familie achten Blutes und wahren Abels eingeladen. Die Gesellschaft war gemischt. Es fanden sich da Söhne der ersten Familien der Stadt, Männer von Geist und Ansehen, Männer aus den

edelsten Geschlechtern der altehrwürdigen Hauptstadt des deutschen Handels. Unter ihnen befand sich auch ein junger Mann mosaischen Glaubens, ein sehr geistreicher und überall willkommener Gesellschafter, dabei bescheiden und ein ächter Ehrenmann. Neben diesen kam unglücklicher Weise unser ahnenstolzer Herr zu sitzen, und zeigte sogleich sein Mißfallen an dem Nachbarn zur Rechten dadurch, daß er demselben den Rücken kehrte und sich



mit dem ebenbürtigen Nachbarn zur Linken unterhielt. Das Gespräch der Gesellschaft wurde nach und nach allgemein ein belebtes, und man sprach über Heimath und fremde Länder, denn die Hamburger sind meist weitgereiste, weltaufgewandene Männer, und bekannt mit fremder Völker Leben und Sitten.

Als auch von der Türkei die Rede war und von den Türken, ließ der Herr Graf die Bemerkung fallen, er sei zwar ein Christ, habe aber doch etwas mit den Türken gemein, nämlich die gründlichste Abneigung gegen zwei Geschöpfe. Welche Geschöpfe sind das? Gnädiger, fällt ihm der Nachbar zur Linken in's Wort. Die Esel und die Juden, antwortet er, mit einem hämischen Seitenblick auf seinen Nachbarn zur Rechten, beide sind dort mit Recht so verachtet, daß man sie todt schlägt wo man sie trifft. Wie blicke da der Edle stolz um sich, im Gefühl seines Triumphes! Aber gemüthlich lächelnd wendet sich der junge Mann zur Rechten gegen ihn, und klopf ihm auf die Schulter mit den Worten: Wie bin ich so froh, Herr Graf, daß wir beide in Deutschland wohnen und nicht in der Türkei.

Item, der Trumpf war gut, und der Gnädige mußte ihn als wohlverdiente Münze einstecken.

Getroffen.

Ein Gelehrter, der besonders mit zeitlichen Gütern bedacht war, und wie die Meisten seinesgleichen nicht viel auf äußeren Kleiderschmuck hielt, kam eines Tages in eine Gesellschaft, und das Hemd blickte ihm gar naseweis aus dem aufgeschlitzten Ellenbogen seines Rockes heraus. Ein junger Laffe, der vor allen Dingen viel auf das Sprichwort hielt: „Kleider machen Leute“, und bei dem darum der Balg mehr werth war, als das was darin steckte, wollte eine witzige Bemerkung machen, und dabei dem guten Gelehrten Eins versetzen, näherte sich mit pfliffigem Gesicht, das unentbehrliche Gläschen am Auge, dem verwundeten Ellenbogen und sprach: „da guckt die Weisheit heraus!“ und „die Dummheit hinein“, lautete die kurze Antwort.

Unterschied.

Ein vornehm gewordener Schneider in einer großen Stadt ging nicht mehr zu Fuß zu seinen Kunden, ihnen das Maas zu nehmen, sondern hatte sich eine prächtige Kutsche machen lassen, und rasselte darin, den Kutscher vor sich, durch die Straßen. Einmal fuhr er auch bei einem Edelmann an, und als er demselben das Maas genommen, zeigte er ihm seinen neuen Wagen, indem er bemerkte, er habe ihn ganz nach dem Muster des Wagens „Setzner Gnaden“ machen lassen. Und doch, bemerkte der Edelmann, finde ich noch einen kleinen Unterschied. Und welchen, wenn ich fragen darf? Bei meiner Kutsche ist der Bock draußen, und bei der Ihrigen — der Schneidermeister empfahl sich schleunigst, und soll künftighin zu dem Edelmann stets zu Fuß gekommen sein.

Einer so, der Andere so!



Einer thut's mit dem Verstand Und der Andre mit der Hand. — Was man thut, womit man's thut, Ist gleichviel, nur werd' es gut.



Marie.*)

„Komm Liese! Zeit ist's hetzuzugehn,
 „Ich trag dich über's Brücklein da,
 „Und du, lieb Händchen, bleibe stehn,
 „Und geh' dem Wasser nicht zu nah!
 „Bald werd' ich wieder zu dir kommen.
 „Gewiß, dann wirst du mitgenommen!“

So sprach des Fischers Töchterlein
 Marie, erst sieben Sommer alt,
 Und trägt ihr jüngstes Schwesterlein
 Den schwanken Steg hinüber bald,
 Setzt dort in's Gras die Kleine nieder,
 Und kehrt zum Bruder dann sich wieder.

Da sieht sie mitten über'm Fluß
 Ihn schon auf schmalem Brette stehn,
 Unsicher wankt sein kleiner Fuß,
 Denn jüngst nur lernt' der Knabe gehn. —
 Ach Händchen! Händchen seh' dich nieder! —
 Es war zu spät, — schon sank er nieder.

Un schon faßt ihn die rasche Fluth,
 Und bald ist es um ihn gethan! —
 O wunderbarer Kindesmuth!
 Das Mädchen wagt ihr Leben dran:
 Sie springt ihm nach, mit treuen Händen
 Den Tod des Bruders abzuwenden. —

Du Himmel! Hab' Erbarmen doch,
 Errette sie aus solcher Noth,
 Die, selbst ein zartes Kindlein noch,
 Erbarmend sich dem Tode bot!
 Ihr Wellen, laßt es nicht geschehen,
 Nicht so viel Lieb' im Keim vergehen! —

*) Nach einer wahren Begebenheit, die sich bei Oberfeld an der Wupper zugetragen hat.

Nein, nein! die Fluth hebt sie empor. —
 Sie treibt an einen Weidenstumpf. —
 Jetzt reckt die Arme sie hervor,
 Und schreit um Hülfe matt und dumpf,
 Und hält sich angstvoll an den Zweigen,
 Die sich voll Mitleid zu ihr neigen.

Ein Wanderer naht! — Er hat's gesehn,
 Sie winket ihm, sie ruft ihn,
 Er stürzt daher, ihr beizustehn.
 Da weh't sie nach dem Strom ihn hin,
 Scheint ihn zu bitten zu beschwören,
 Nicht ihr die Hülfe zu gewähren.

Nur einzig an ihr Brüderlein
 Denkt sie das eben unterstakt. —
 Der Mann gewahrt's, er springt hinein,
 Des Knaben Rettung ihm gelangt.
 Schon will sie Dank dem Retter winken,
 Da bricht der Zweig, sie muß versinken.

So wär' denn keine Hülfe mehr? —
 Ihr Wellen! Hemmet euren Lauf! — —
 Schon eilt des Knaben Retter her, —
 O sieh! — Da taucht sie wieder auf! —
 Nun rasch zur Hand! — Es ist gelungen!
 Dem Tod hat er sie abgerungen. — —

Dank dir, du unbekannter Mann,
 Für deine gute schnelle That;
 Der hat ein herrlich Werk gethan
 Der solch ein Kind gerettet hat!
 Durch dich lies es der Herr geschehen,
 So viele Liebe nicht vergehen!



Die Stadt Lahr.

Was der Hinkende Vöte im vormjähri- gen Kalender versprochen, das beginnt er im dies- jährigen zu halten. Jeder Jahrgang soll die Ueberschau der Vergangenheit und Gegenwart — oder gelehrter gesagt, die kurze historisch- topographisch-statistische Beschreibung einer Stadt unseres städte- und städtleinreichen Großherzog- thumes liefern. Daß nun mit Lahr der Anfang dieser Reihe gemacht werde, versteht sich von selber; denn in dieser ortenauischen Stadt war es ja, wo der Hinkende vor 60 Jahren das Licht der Welt erblickte, sie ist seine liebe Hei- math, von wo aus er in Scherz und Ernst so manches Unterhaltende und Belehrende durch's ganze Land zu verbreiten gesucht.

Wer auf unserer Eisenbahn von Karlsruhe nach Freiburg fährt, der erblickt bei der Hal- stelle von Dinglingen linker Hand zwischen lustigen Rebenhügeln die Kirchtürme und Dach- giebel einer freundlichen Stadt, und im Hinter- grunde derselben, über dem buntem Waldgebirge, die gewaltigen Trümmer einer Ritterveste. Die Stadt ist unser liebes Lahr und die Veste war Geroldssee, einst die Wiege des mäch- tigsten Herrengeschlechtes der ganzen herrlichen Landschaft. Geroldssee, die verwitterte Matrone der Vorzeit, und Lahr, das blühende Kind der

Gegenwart, gehören zusammen, wie Mutter und Tochter; denn als es den Nachkommen des alten Gerold nicht mehr gefiel auf der steilen, win- digen Höhe, stiegen sie herab in's freundliche Thal und erbauten bei einem alten Römerturme die Stadt. Auch sie war anfangs nur eine Veste mit anhängender Vorburg (castrum cum oppido ei annexo), welche in einer Gegend voller keltischen und römischen Merkmale lag.

Lare hieß der ursprüngliche Name und be- deutete im Keltischen eine Niederlassung oder Heimath, hatte also mit der geschwägigen Nymphe Lara keine Verwandtschaft, sondern eher mit den Lares der Alten (der Leser verzeiht uns diese Gelehrsamkeit). Da mögen die Kelten, die ersten Bewohner unseres Rheinlandes, am Ein- gange des freundlichen, fruchtbaren Thales der Schutter, wie sie es liebten, sich angefleddelt und hernach die Römer festen Platz gegriffen haben. Keltisch klingen viele Namen in der Umgegend, und als römische Ueberreste fanden sich von je- her zahlreiche Münzen und Scherben samischen Geschirres, welche früher als „Unrath“ zur Aus- füllung der Straßen verwendet wurden; soann in neuerer Zeit mehrere Gränz- und Lagersteine. Auch die Bezeichnungen „Heidenburg“ und „Hei- dengraben“ gehören hieher, indem sie eine Be- wohnung der Gegend vor dem Christlichen Zeit- alter andeuten. Als aber das Heidenthum

Hink. Vöte 1860.

bei uns ein Ende genommen, bildete der Ort Burgheim mit seiner Kirche den Mittelpunkt der großen Pfarrgemeinde am Eingange des Schutterthales, wohin auch die Bewohner der Beste zu Lar pfarrhörig waren.

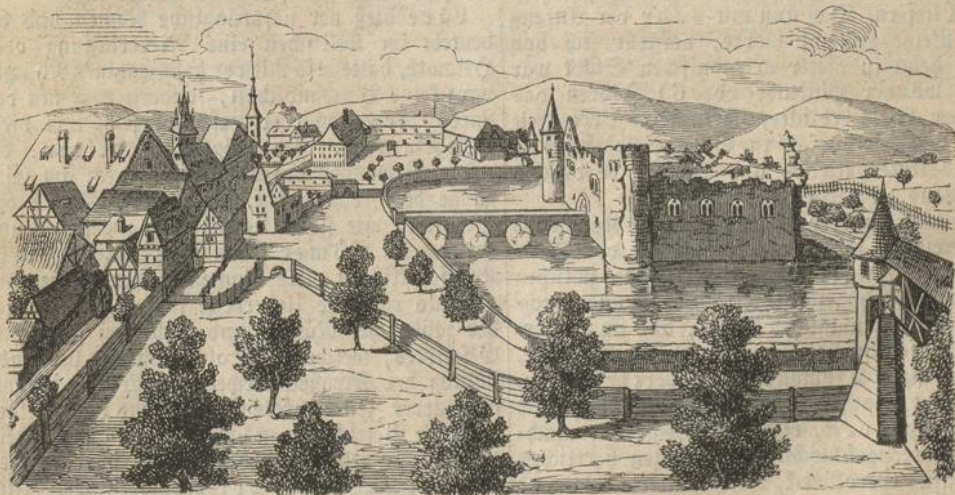
Auf der hohen Geroldssee hausten damals, wie Adler auf ihrem Horste, die Dynastien der Gegend, reich und mächtig durch ihre vielen Silbergruben im Gebirge, durch zahlreiche Besitzungen, Lehen- und Dienstleute, und um die Mitte des 13ten Jahrhunderts erweiterte Herr Walther noch sein angestammtes Gebiet durch die Hand der Erbtochter von Mahlberg nicht nur sehr bedeutend, sondern hinterließ auch drei Söhne, wovon einer kaiserlicher Landvogt im Elsaß und ein anderer Bischof zu Straßburg wurde. Damals strahlte das geroldsseckische Haus in seinem höchsten Glanze; an diesen aber (wie es so häufig im Leben geschieht) knüpfte sich unmittelbar der Beginn seines Zerfalles. Die ritterlichen Geroldssecker hatten manche Verschulbung auf sich geladen und versünbigten sich immer verderblicher seit ihr Geschlecht durch die beiden ältern Söhne Walthers in zwei Aeste getrennt worden, welche sich öfters höchst unbrüderlich verfeindeten und bekämpften.

Von diesen beiden Linien nannte man die eine, weil sie auf der Beste Lahr ihren Sitz hatte, die freiherrlich Lahr'sche, und die andere, welche aus der Ehe mit einer Grafentochter von Welbenz entsprang, die gräflich welbenzische. Letztere hauste auf Hohengeroldssee und dauerte bis 1634, wo sie mit dem Grafen Jakob erlosch, während die Lahrer Linie schon 1426 mit dem Freiherrn Heinrich III. zu Ende ging — ein halb Jahr-

hundert, nachdem Lahr durch dieselbe zur Stadt erhoben worden. Diese Erhebung geschah, wie bei vielen unserer Landstädte, durch die Gefahren des großen Zwischenreiches (1254 bis 1273) und in Folge des Bürgerwesens, welches seit der gesegneten Reichsverwaltung Rudolfs von Habsburg immer kräftiger heranwuchs.

Das alte Dorf Lahr (villa Lare), d. h. die zunächst bei dem alten Schlosse gelegenen Höfe und Häuser, rückten im Schutze desselben immer näher zusammen, erhielten eine Umfassungsmauer und wurden auf diese Weise eine s. g. Vorburg (oppidum castro annexum) davon. Die Vorburg aber erweiterte sich allmählich und gebieth durch den Freiheitsbrief, welchen ihr Herr Walther und seine Söhne 1320 ertheilten, zur eigentlichen Stadt; denn die Lahrer waren jetzt nicht mehr bloße Burgsassen, sondern Bürger mit städtischen Rechten. Und die edlen Stifter erlebten Freude an ihrer Stiftung; die Bürgerschaft wuchs so freudig heran (sie zählte 1356 bereits 193 Bürger und 118 Ausbürger), daß bald zwei Vorstädte entstanden, und die jährliche Herrensteuer immer ergiebiger wurde. Der reichste Bürger bezahlte anfangs 11 Gulden, ein halb Jahrhundert später aber schon das vierfache davon, und 1377 besah sich Lahr schon in der glücklichen Lage um 700 Pfund Pfenninge (700 Gulden) von ihren Herren einen neuen Freiheitsbrief zu erkaufen — eben dasselbe Document, welches später so berühmt geworden.

Das Bürgerrecht zu Lahr, wo „unser Hergott der erste Bürger“ hieß, beruhte auf dem Bestze von Grund und Boden innerhalb der Ringmauer und des Etterzaums, weil die Stadt in Friedens-



Das alte Schloß zu Lahr, wie es im Jahre 1700 noch stand.

und Kriegszeiten ein festes Unterpfaud für die Erfüllung der Bürgerpflichten ihrer Angehörigen haben wollte. Diese Angehörigen aber waren erblich eingeseffene Bürger und s. g. Ausbürger, welche nach verschiedenem Zwecke nur ein Bürgerrecht für ihre Person auf so und so lang besaßen. Eine Folge hievon aber mußte eine vielfache Theilung der Gebäude und Bauplätze sein; denn es gab Leute zu Lahr, deren Bürgerrecht sich auf ganze und getheilte Häuser, Stuben, Keller, Küchen und Speicher, auf ganze und getheilte Ställe, Scheunen, Werkstätten und Marktschranken, ja sogar auf Gänge und Lauben gründete. Namentlich war dieses bei den Ausbürgern der Fall, wie beim Ritter von Schutterthal mit einem Stall und beim Junker von Gemar mit einer halben Scheuer!

Die Lahrer Stadtverfassung aber bestand seit 1377 hauptsächlich in der freien Wahl der 12 Rathsglieder, in eigener Besteuerung, Bewachung und Bertheidigung und in der selbstständigen Schlichtung und Leitung der rechtlichen, polizeilichen und Gemeinbeangelegenheiten. „Lahr gehörte unstreitig zu denjenigen mittelbaren Städten in Deutschland, welche mit ganz vorzüglichen Rechten und Freiheiten versehen waren, und dieses hatte auf das bürgerliche Leben daselbst, auf den Geist, die Sitten und den Charakter der Bewohnerschaft den entschiedensten Einfluß.“

Die ganze fernere Geschichte von Lahr ist der thatächlichste Beweis dieses Satzes. Nach dem Erlöschen der lahrischen Linie des Hauses Hohengeroldsack fiel die Stadt erbeiswe zunächst an die Grafen von Mörs und Sarwerden, sodann aber an die Grafen von Nassau, durch welche sie an die Markgrafen von Baden-Durlach verpfändet und erst 1727 wieder eingelöst wurde.

Dieser Zeitraum von 300 Jahren ist bezeichnet durch den erbitterten Erbfolgekrieg zwischen den Grafen von Geroldsack und ihren Vettern von Mörs; durch die wachsende Verschuldung der Letztern und den Verkauf der halben Herrschaft Lahr und Mahlberg an das Haus Baden-Durlach; durch den großen Bauernaufstand von 1525, woran auch einige Lahrer sich theilnahmen; durch die Kirchentrennung, nach welcher die Reformation allmählich in Stadt und Herrschaft eingeführt wurde; durch die schwankenden politischen und kirchlichen Verhältnisse von 1570 bis 1629, wo endlich, in Folge einer verträgnmäßigen Theilung, die Herrschaft Lahr an Nassau und die Herrschaft Mahlberg an Baden-Baden fiel; alsdann durch den Schwedenkrieg, welcher die arme Stadt mit feindlichen und freundschaftlichen Truppen gleich verderblich heimsuchte, und „mit Mord, Brand, Raub u. Noth-

zucht, Pest und Hunger in den Grund ruinirte“; durch den pfandschaftswaisen Uebergang der Stadt und Herrschaft an die Markgrafen von Baden-Durlach im Jahre 1659; durch die französischen Kriege von 1677 bis 1690, worin Stadt und Herrschaft, nach einiger Erholung von den Wunden des dreißigjährigen Krieges, in Folge von Plünderung, Brand und Brandschatzung so herabkam, daß gar keine Steuer mehr erhoben werden konnte; endlich durch die Kriege von 1702 bis 1714, welche den Lahrern wenigstens einen Schaden von 600,000 Gulden verursachten.

Jene Einlösung von 1727 aber geschah erst nach leidenschaftlicher Prozeßführung zwischen den Häusern Nassau und Baden, worauf die nassauische Regierung mit ihren geroldsackischen Nachbarn wegen Gränzverhältnissen in Prozeß gerieth. Als während dieses Handels eine kaiserliche Commission, unter Bebedung von 100 Mann, auf dem strittigen Gebiete erschien, wurde zu Lahr die Sturmglocke geläutet, und etliche hundert Bürger mit 15 Soldaten, unter der Anführung des Landtschreibers, zogen ihr bewaffnet entgegen. Der Hauptmann der kaiserlichen Mannschaft aber schlug dem Anführer



den Hut sammt der Perücke vom Kopf und befahl ihm, den Platz zu räumen. Da dieses nicht sogleich geschah, ließ er seine Leute zum Feuern fertig machen. Das Gleiche that auch der Landtschreiber und so standen sich beide Theile kampfbereit gegenüber!

In diesem verhängnißvollen Augenblicke wurde der Blumenwirth von Lahr als gefangener Spion herbeigebracht, worüber sich der Landtschreiber so entrüstet ausließ, daß man ihn durch das Anschlagen des Gewehres unzweideutig anwies, mit den Seinigen augenblicklich abzutreiben, worauf die



Sonnenplatz in Lahr, mit Landleuten aus der Gegend, an einem Sonntag-Nachmittage nach der Natur gezeichnet.

Lahrer in begreiflicher Eile das Feld verließen. Der Blumenwirth aber, welchem schon der Strid gedroht, hielt die Kniee des kaiserlichen Hauptmannes so lange krampfhaft umklammert, bis ihm derselbe das Leben schenkte.

Mit dieser unblutigen Schlacht, bei deren Ausgang man sich den „katholischen Kalb“ und „lutherischen Kezer“ desto grimmiger nachgeworfen, gingen die Prozesse auf längere Zeit zu Ende. Die nassauische Regierung gab sich alle Mühe, die Stadt aus dem langen Zerfalle wieder empor zu bringen, und es gelang ihr auch in erfreulichem Grade. Da aber streute der Böse abermals seinen Samen unter den Lahrern aus. Die Bürgerschaft, auf ihren Freiheitsbrief gestützt, erhob 1772 wegen einer streitigen Bürgermeistervahl den berühmten großen Prozeß gegen die Regierung, stemmte sich in wachsender Partheiwuth wider die-

selbe und sogar bewaffnet wider die einschreitenden Exekutionstruppen und zerfiel nach dem Urtheil von 1777 unter sich selber in die zwei Partheien, der „Bockspfeifer“ und der „Schnabeliner“, welche sich aufs Leidenschaftlichste verfolgten, bis 1784 zwar ein günstiges Urtheil erfolgte, die Stadt aber auch die Unkosten von nahezu 200,000 Gulden auf dem Rücken hatte!

Wie man nach einer solchen Prozeßgeschichte die Nachrichten von einer französischen Revolution zu Lahr aufgenommen, läßt sich denken. Die Parthei der Unzufriedenheit warf sich jubelnd den Republikanern in die Arme; es wurde öffentlich die Carmagnole gesungen und manches Andere getrieben, was dem Landesherren nicht gefallen konnte, und als nach dem Luneviller Friedensschlusse, welcher die Herrschaft Lahr dem Hause Baden zutheilte, noch kurz vor der Abtretung an dasselbe,

wegen des Zolles zu Dinglingen ein Rechtsstreit zwischen der Stadt und der Regierung entstanden, verleitete der alte Geist der Widersetzlichkeit die Bürgerschaft, am 20. August 1802, tausend Mann stark mit Aexen und Biskeln bewaffnet auszugehen und den Dinglinger Zollstock zu zerstören!

Das End vom Liebe aber war, daß die Stadt eine Exekution von 360 Mann Kreisstruppen erhielt, welche sie abermals über 10000 Gulden kostete. So verfloßen ihr die letzten Tage des deutschen Reiches, durch dessen Zertrümmerung sie unter dem Hause Baden in eine neue Periode ihrer Entwicklung trat.

Die Lahrer sind Alemannen von ächtem Schrot und Korn mit etwas keltisch-römischer Legirung, daher von hartem scharfem Gepräge mit starkem Licht- und Schattenspiele. Mag das Obige ihre Schattenseite verrathen haben — ihre Lichtseite bildet die unermüdete und geschickte Thätigkeit, wodurch sie ihre Stadt zu einem wohlgeordneten Gemeinwesen und zum Hauptmarkt-Platz für das Schutterthal und das Nied erhoben, und sich aus kleinen Handwerkern und Krämern zu Kaufleuten und Fabrikherren emporarbeiteten.

Wir haben gesehen, wie gering ihre Anfänge gewesen; aber was ein mittelalterliches Städtlein zu leisten vermochte, leisteten sie. „Gerberei, Weberei, Garn- und Leinwandhandel und Krämerei aller Art waren ihre vorherrschenden Gewerbe. Die benachbarten Landleute suchten und fanden zu Lahr ihre Bedürfnisse; der örtliche Kleinhandel blühte auf und während des Krieges in den neunziger Jahren, wo der Rhein gesperrt war, zogen die betriebsamen Lahrer den Speditionshandel von Rehl und Straßburg größtentheils in ihre Stadt. Seitdem blieb der Flor immer in erfreulicher Zunahme und gegenwärtig ist sie nach Mannheim die bedeutendste Handelsstadt unseres Großherzogthums.“

Hier hat der Leser in kurzen Umrissen die Entwicklungsgeschichte der Heimath unseres hinkenden Boten. Lahr zählt als städtisches Gemeinwesen wohl seine 600 Jahre. Ist es aber für eine Stadt etwas Rühmliches, ein alter Ort zu sein, so hat dieses auch wieder, wie Alles in der lieben Welt, seine Schattenseite. Das beweisen die engen und krummen Gassen von Lahr, welche noch sehr an das Mittelalter erinnern. Sie nehmen sich um so älter aus, als sonst in der Stadt beinahe alles neu und heiter geworden ist, auch hat man durch Herstellung von reinlichen Trottoirs und gutem Pflaster den Ansprüchen der Neuzeit möglichst zu genügen gesucht. Unter den Gebäulichkeiten stellen sich die protestantische und katholische Kirche, das Schulhaus, das Spital und mehrere Privathäuser als stattliche Bauten dar. Die Stadt erfreut sich

auch der modernen Nachtbeleuchtung durch den Zauber des Gases; was jedoch unendlich mehr Werth hat, das sind die laufenden Brunnen mit dem köstlichsten Wasser, um welches die Karlsruher und Mannheimer unsere Lahrer gar sehr beneiden.

Durch die im Jahre 1851 von einem um die Stadt hochverdienten Techniker erbaute neue Wasserleitung wurde die Zahl der laufenden öffentlichen Brunnen auf etliche dreißig gebracht, und alle größeren gewerblichen Anstalten so wie über 130 Privathäuser mit Brunnen versehen, die wegen der günstigen Lage der Quellen nicht nur bis in die höher gelegenen Stadttheile, sondern selbst bis in die obersten Stockwerke der Wohnungen geleitet werden konnten. Es wurde damit eine Einrichtung verbunden, die schon bei mehreren Brandfällen die erspriesslichsten Dienste geleistet hat, nämlich das Wasser aus den Leitungsröhren durch darauf eingeschraubte Schläuche unmittelbar in die Feuerspritzen einströmen zu lassen, und befinden sich derartige Vorrichtungen nur wenige hundert Schritte von einander entfernt in allen Hauptstraßen.

In Folge des aufgestellten Finanzplans und der patriotischen Beihülfe der Aktionäre, die sich mit dem üblichen Zins für ihr Kapital begnügen, und alle weiteren Vortheile der Stadt Lahr zufließen lassen, kostet diese neue Wasserleitung, die in wenigen Jahren der Gemeinde zum ausschließlichen Eigenthum anheimzufallen wird, nicht nur gar nichts, sondern wird derselben während eines Zeitraums von mehr als 45 Jahren, jährlich die Rente von ca. 2500 fl. abwerfen, also ein Kapital von weit über 100,000 Gulden eintragen, oder mit Anhäufung der Zinsen noch eine viel größere Summe und doch fehlte nicht viel, daß das ganze Unternehmen an dem oben angezogenen von den Altvordern ererbten Widerspruchsgeist der Lahrer gescheitert wäre.

Besitzt aber Lahr in seinem Innern auch weniger Schönheiten (die weiblichen natürlich ausgenommen), so gehören seine Umgebungen zu dem Reizendsten, was unser herrliches Land besitzt. Wie oft wurde es schon um seinen Schutterlindenberg beneidet, auf dessen Spitze sich dem Auge nach allen Seiten hin das prächtigste Landschaftsbild entfaltet! Wir schildern dasselbe nicht — man komme u. genieße es in seiner bezaubernden Wirklichkeit. Man komme u. besteige den Altvater mit seinen gewinnbringenden Steinbrüchen u. seinem nahe an der Spitze gelegenen berühmten „Bibelstein.“ Hier überblickt die großartigste Fernsicht — das Auge erblickt wonnestrunknen ein weites Paradies zwischen den Riesenhauptern des Schwarzwaldes und der Vogesen, und mitten hindurch den glänzenden Silberstrom des Rheines, von welchem Erwin's heiliger Wunderbau bedeutungsvoll herübersehau-



Die Stadt Lahr, von der Dinglinger Straße aus.

Im Hintergrund das üppige Schutterthal mit seinen herrlichen von Buchenwäldern bedeckten Ruppen, überragt von den ehrwürdigen Trümmern von Gerolbsed.

Die Lahrer haben für die Verschönerung ihres lieblichen Erdenwinkels schon Vieles gethan. Eine Doppelreihe von Kofkastanien beschattet die Straße nach Dinglingen; ein Theil der Straße nach Ruhbach ist mit Ahornbäumen bepflanzt, und ein höchst angenehmer Weg-Pfad führt längs des Burgharbes, im Schatten herrlicher Buchen, nach der balsambuftenden Tannenallee des Hochberges. Ueberall schlängeln sich anmuthige Pfade durch die Wälder und auf die Höhen, die Spaziergänge erleichtern und verschönernd. Dinglingen, Burghheim und Ruhbach bieten dem Spaziergänger in der nächsten Umgebung gastliche Ruhe- und Erfrischungsplätze und das Ziel für größere Wanderungen bilden die vielbesuchten Vergnügungsorte von Sulz, Langenhard, Reichenbach Seelbach, Gerolbsed u. s. w.

Diese reichen und reichbewohnten Gegenden sind auch mannigfach belebt von den wunderlichen Schöpfungen der Sage: Noch bisweilen steigt von der Höhe des Burgharbes das Ritterfräulein herab, um an dem Schutterbrünnlein die blutigen Hände zu waschen. Noch immer schweift der schene Rehbock durch die Lahrer Waldungen und büßt die einst als Waldmeister begangenen Fre-

vel ab. Fast verklungen jedoch ist der „Grusflochzottle“, welcher beim Klang der Betglocke die Kinder nach Hause trieb.

Mehr als Sage aber dürfte die Erzählung vom Grafen Walther sein, welcher von vermunnten Leuten seines Vasallen zu Lützlarb auf der Jagd überfallen, mit verbundenen Augen in der Irre umhergeführt und ins Burgverließ geworfen ward, wo er jahrelang elend schwachtete, bis ihm endlich in stiller Nacht der ferne Schall des Lahrer Gruselhorns, welches heute noch auf dem Rathhaus aufbewahrt wird und uns noch vor wenigen Jahrzehnten mit seinen schauerlichen Tönen die nachmittäglichen Stunden oder den Ausbruch einer Feuersbrunst verkündete, den Ort seiner Gefangenschaft verrieth, aus deren Banden ihn nun sein Wärter befreite.

Wir sehen — das industrielle, dem materiellen Wesen der Neuzeit so entsetzten kultigende Lahr lebt gleichwohl noch in einem reichen Elemente von Poesie. Das gilt aber nicht allein im Sinne einer malerischen Natur, und eines reichen Geschichts- und Sagensages, sondern selbst durch dichterische Erzeugnisse. Hat ein Lahrer ja noch neulich jenen „alten Prozeß“ mit Pöflichem Humore in der einheimischen Mundart höchst unterhaltlich besungen. Diese Mundart (die vornehmen Norddeutschen mögen darüber sagen was sie wollen) dürfen die Lahrer in

Ehren halten, denn sie ist eine ächt aleman-
nische und enthält für den Kenner viele Schön-
heiten, wovon freilich die wenigsten Leute was
ahnen.

Der niederalemannische Dialect, welcher
im untern Breisgau, in der ganzen Ortenau
und im benachbarten Elsaße herrscht, hat je nach
den verschiedenen Derlichkeiten viel charakteristi-
sche Nuancen, und so erkennt man auch das
„Lohrer Ditsch“ leicht an seiner Eigenthümlich-
keit, wovon hier ein Problein eingeschaltet sei
(dem freilich ein Hauptmerkmal, der „Raib“ ab-
geht.)

's sîgt emol e Buewilt z'Dwe
hinter'm Ditsch un lehr e Werich,
un der Badter, der sîgt owe,
sîhlt: Wenn d'nur 'mol ferig wârsch!
„Jo, der Gugguf soll's verschlage“,
sait der Bue, „I watsch nit recht,
was Natur isch. Duen mer's sage,
b'fînn mit d'ruff schur sîber nâcht.“
Schâm bi, wer des nit duet wisse,
sait der Badter, der waisst nit.
G'fiesch des Kriegl mit de Risse?
G'fiesch do at die Duwachbit?
G'fiesch dort an der Wand die Uhr?
Zueg, des Alles isch Natur!

Die Stadt Lahr bildet mit Burgheim eine
Gemeinde, welche gegenwärtig 1360 Familien
zählt, also ungefähr das Fünffache ihrer Fa-
milienzahl im 15. Jahrhundert. Von dieser Be-
völkerung gehören 5760 Seelen der evangelischen
und 1012 der katholischen Kirche an. Der mor-
alische Grundzug im Charakter derselben ist ein
durch Unternehmungsgeist, Fleiß und
Sparamkeit geleitetes Streben nach mate-
riellem und intellectualem Wohlstande. Hiedurch
hat sich die kleine Stadt so sehr emporgebracht,
obgleich ihre Lage für den Handel nicht günstig
ist und die Verkehrsmittel von jeher kümmerlich
waren.

Wie lange hatten Gemeinde und Handelszunft
um den Durchgang des Post- und Eilwagens
durch die Stadt zu petitioniren und als sie den-
selben endlich erlangte, war es wenige Monate
vor Eröffnung der Eisenbahn, und diese (ob-
gleich sie mit verhältnismäßig geringen Kosten
ganz nahe an der Stadt hätte vorbeigeführt
werden können) ist beinahe eine Stunde von Lahr
entfernt, wodurch die Gasthöfe daselbst, welche
früher von Fremden gewimmelt, meistens leer
bleiben. Wenn daher noch immer kein augen-
fälliger Rückgang in den Geschäften und im
Wohlstande der Bürgerschaft eintrat und die Fa-
briken noch immer neue Arbeitskräfte in Anspruch
nehmen, so ist dieser Umstand nur der Nüchrigkeit der
Lahrer zuzuschreiben und der Fähigkeit, womit sie
ungünstige Verhältnisse zu überwinden streben.

Die ersten Fabriken unserer Stadt stammen

aus dem letzten Drittel des vorigen Jahrhun-
derts und es haben von dorthin die Namen
Lohrbeck, Trampler und Hugo noch fort-
während einen guten Klang in der Handelswelt.
Im Anfange dieses Jahrhunderts aber entstand
die Bülcker'sche Fabrik und von 1818 an wur-
den nacheinander noch mehrere Etablissements ge-
gründet, so daß sich die Anzahl der größeren Ge-
schäfte zu Lahr bereits auf 18 beläuft. Weit
die meisten davon haben nicht großartig mit Mil-
lionen begonnen, um mit Tausenden und Hun-
derten zu enden; sondern mit ganz bescheidenen
Mitteln und waren daher ihres Gedeihens desto
sicherer.

Und da die Lahrer Fabrikzeugnisse
zu denjenigen gehören, welche für das Leben der
Neuzeit beinahe unentbehrlich geworden, so dürfte
Lahr auch weniger der Gefahr der Arbeitslosig-
keit ausgesetzt sein, als andere Fabrikorte, deren
Erzeugnisse reine Luxusgegenstände sind. Auch besitzt
bei uns beinahe jeder verheiratete Arbeiter ei-
niges Ackerfeld, worauf er seine nothwen-
digste Lebensnahrung pflanzt, und es ist wirk-
lich ein erfreulicher Anblick, wie des Abends, wenn
die Fabriken sich entleeren, eine Menge Weiber
und Kinder mit Sensen, Hacken, Schaufeln u.
dergl. an den Thoren auf die Arbeiter warten,
welche dann damit noch in's Feld eilen. Diese
Nebenarbeit verhindert aber zugleich auch viele
Uebelstände, deren verderblicher Einfluß auf
die Bevölkerung anderer Fabrikorte leider immer
merklicher zu Tage tritt.

Die Lahrer Industrie und Gewerblich-
keit besteht hauptsächlich in Baumwollenwebereien,
Tabak- und Eichorien-, Pappschachtel-, Cassian-
und Leder-Fabriken, wozu noch mehrere Groß-
händler in Colonialwaaren und Landesprodukten
kommen. Auch machen die Leineweber noch im-
mer Geschäfte in's Ausland, obgleich dieser In-
dustriezweig durch die Ungunst der Verhältnisse
und die anderwärts entstandene Concurrenz seine
frühere Bedeutung theilweise verloren hat.

Das freudige Gedeihen der Betriebsamkeit und
des Gewerbflusses in unserer Stadt beruht aber
besonders auch auf der Gewandtheit und Erfah-
renheit des Lahrers, welcher bei seiner angebo-
renen Wanderlust die Welt und ihre Geschäfte
in größerem Umfange kennen lernt. Die meisten
älteren Handwerker von Lahr haben mit dem
Bündel auf dem Rücken und den Wanderstab in
der Hand den größten Theil von Europa durch-
reist und hernach ihre Erfahrungen daheim nützlich
angewendet. Jetzt ist dieses freilich anders;
aber der Lahrer durchzieht noch immer die weite
Welt, nur hat sich der Bündel in ein Reisefo-
fer verwandelt und der eilende Bahnzug das
mühsame Wandern per pedes ersetzt! Durch alle

Welttheile findet man Söhne unserer Stadt (meistens als Kaufleute, worunter fünf Consuln), welche ihre Anhänglichkeit an die liebe Heimath bei jeglicher Gelegenheit beweisen, wo es gilt daselbst etwas Nützliches zu fördern oder eine Noth zu mildern.

Und so bewährt sich denn an unserem Jahr der Ausspruch eines großen Geschichtschreibers: „Eine kleine Stadt, welche für ihr Emporkommen thut, was sie vermag, ist mehr werth, als die größte, deren Blüthe nur auf zufälligen Begünstigungen fußt.“

Die Christbäume.

Preischwanz mit 1 Dukaten gekrönt.

Da ist uns neulich ein schön Stücklein erzählt worden, das in den Kalender paßt, weßhalb wir's nicht zurückhalten wollen. Der Nothwasserbauer sitzt in N. N. in der Post, und schenkt seinen sechsten Schoppen Meun ein, womit, so sagt er, die Einleitung gemacht ist. Kommt ein Bublein, hat einen Brief vom Straßenmeister, der schickt's Bublein in die Post; werde den Nothwasserbauer schon finden, hält' es geheßen. Was es anfangs g'scheidte Buben gibt, die Welt muß bald untergehen, unser Herrgott kann sie nimmer halten. Der Bauer hat gelesen und ruft: Einspannen! Nicht einmal zum Abschluß läßt er's kommen mit der Einleitung. Preßtet's so, fragt der Posthalter? Drum soll ich bis Morgen früh dem Inspektor noch ein Paar Christbäume schicken, sie müssen um 8 Uhr in P. B. sein.

Er fährt also heim und sagt's seinem Sohn, dem Christoph, muß noch in den Schlag, ein Paar Christbäume hauen für den Herrn Inspektor, spannst morgen um Viere an und führt sie zum Thal naus. Der Inspektor hält' auch früher drum schreiben können, brummt der Nothwasserbauer. Und der Sohn brummt auch, der hat Ursach. Es ist fast Nacht (nicht Fastnacht, denn es war Wehnacht), doch ist er der gehorsame Sohn.

Punkt acht Uhr ist er in P. B. und hält dem Inspektor vor dem Haus. Der Christoph findet ihn beim Kaffee und richtet den Gruß vom Vater aus. Einen schönen Gruß und drunten hab ich die Christbäume auf dem Wagen.

So bringt sie herauf, sagt der Inspektor. Marie, hol' dem Christoph einen Schoppen. Oder wollt Ihr lieber Kaffee? Der



Christoph schaut den Inspektor betroffen an und erwidert: Ja, heraufbringen kann ich sie nicht, dazu sind sie zu groß. Wird doch nicht sein, sagt der Inspektor, steht auf und geht an's Fenster.

Aber der Christoph hatte Recht, da lagen drunten auf dem Wagen sechs Bäume, aber keine Wehnachtsbäume, zur Bescherung passend, sondern solche Bäume, wie sie der Maurer braucht zum Gerüste machen, Gerüstbäume (sprich Christbäum). Der Christoph muß' sich entschuldigen, der Nothwasserbauer nachher auch, er sagt, er hält seine Brille eben nicht bei sich gehabt und schlecht gesehen. Vielleicht war aber auch die Einleitung Schuld gewesen.

'S Bübeli von Nuggen

oder: Was fein soll, schickt sich wohl.
Eine Geschichte aus dem Markgräberlande.



Sas hätte ich mir nie träumen lassen, daß ich so einen falschen und heimtückischen Menschen in meinem Hause hätte! Was aber 's Bübeli auch

nur denkt, so einem aufgelesenen Kerl nachzuschauen! Es weiß schon lange nimmer, wo ihm der Kopf steht! Wenn es den Friedli von Weitem kommen hört, so loset's und wenn's etwas bei ihm kann zu schaffen finden, so säumt's auch nicht. Ich hab's schon lange gemerkt und wenn es ihn auch noch so verstockten ansieht. Es muß schon weit sein bei ihnen. An dem bist du schuld; denn so oft ich davon angefangen habe, hat's geheissen: Halt's Maul! du hast immer etwas zu brummeln. Jetzt ist es eben doch so. Aber das sage ich, wenn sie wieder so beisammen stehen und einander ins Gesicht lügen, so gibts ein Dunderwetter, daß noch keins so am Himmel gestanden ist. Soll mich wundern, wenn es nicht zweimal nacheinander einschlägt.“

So sprach eines Abends beim Schlafengehen der Bärenwirth von Nuggen zu seinem Weibe,

ohne jedoch eine Antwort von ihr zu erhalten. Bald lag er im Bette und fing an zu schnarchen, daß man glaubte, die tiefesten Töne der Kirchenorgel würden angestimmt. Aber 's Kätterli, seine Frau konnte nicht schlafen. Die Sorge um ihr Kind hatte ihr schon manche schlaflose Nacht verursacht. Lange vor ihrem Manne hatte sie die Veränderung, die mit Babeli vorging, wahrgenommen. Die Weiber haben in diesen Dingen einen viel schärferen Blick, als die Männer. Sie sagte nichts, weil sie das Kind allein wieder auf den rechten Weg zu bringen wähnte. Die Männer brauchen nicht Alles zu wissen, dachte sie, Viel Wissen macht Kopfschmerz.

Friedli war ein schmucker Bursch, von vierundzwanzig Jahren. Als fünfjähriger Knabe verlor er seinen Vater durch die Brutalität eines Franzosen, die damals das blühende Markgräferland beimsuchten. Einige Jahre darauf folgte seine Mutter, durch Kummer und Nahrungsorgen gedrückt, ihrem Manne ins Grab nach. Nach ihrem Tode sollte der kleine Friedli einem wenig vermöglichen Bauer um einige Gulden in Kost gegeben werden, aber der Bärenwirth nahm den freundlichen Knaben als Gespielen für sein Babeli, das gerade zu laufen angefangen hatte, mit nach Hause. Wie das eigene Kind wurde er hier gehalten. Die Kleinen liebten sich wie Geschwister. Aus dem Knaben wurde bei der stärkenden Arbeit ein kräftiger Bursch und aus Babeli ein recht blühendes Meidli. Was Wunders, wenn aus der Kindsmagd der geliebte Friedli wurde!

Als 's Kätterli am Morgen nach dem Selbstgespräch ihres Mannes allein in der Küche war, rief sie ihrer Tochter. Babeli lüpfte frühlich herbei, denn an eine Strafpredigt dachte sie nicht.

„Schon manchmal,“ sprach die Mutter in aufgeregter Stimmung, „habe ich dir gesagt, daß es sich nicht mehr für dich schickt, so freundlich mit Friedli zu thun. Du bist jetzt achtzehn Jahr alt und fannst schon wissen, was der Brauch ist. Meinst du, ich hätte nicht schon lange gemerkt, daß du ganz verliebt bist in den Friedli?“

Des Mädchens Antlitz überstief bei diesen Worten eine dunkle Röthe. Wie eine arme Sünderin stand sie da und wagte nicht aufzuschauen. Kein Wort konnte sie erwidern. Den Zipfel ihrer Schürze knitterte sie so zusammen, daß die Falten nicht mehr auszubügeln waren.

„Du glaubst am Ende gar, du könntest den Friedli heirathen? Aus dem wird nichts. Ich hätte mir gar nicht träumen lassen, daß du, das reichste Meidli im Ort, einen Bettelbuben zum Manne möchtest!“

Babeli blieb stumm. Immer eifriger stopfte sie Meißig unter den Herd, so daß Caffee und

Milch in ebenso große Aufregung kamen, als die Herzen von Mutter und Tochter.

„Das sag ich dir zum letzten Male,“ fuhr die Mutter fort, „wenn du nicht von ihm läßt, so hat er das letzte Mal bei uns gegessen.“

„Warum seid ihr auf einmal so zornig über ihn? Er ist doch immer so fleißig und brav gewesen, und hat mich so gern!“ sprach Babeli.

„Daran zweifle ich gar nicht; aber meinst du, wir wollen uns für einen Bettelbuben geplagt haben? Niemals darfst du seine Frau werden.“

„So bleibe ich lieber ledig,“ sprach das Meidli entschlossen.

„Denk' wohl, du wirst eine alte Jungfer werden wollen!“

„Lieber, als daß ich einen andern nehme!“ sprach sie gefaßt, obwohl es ihr bei dem Gedanken ganz eiskalt wurde.

„Dazu haben die Eltern auch etwas zu sagen. Du weißt jetzt meine Gedanken, merke dir, was ich gesagt habe!“

„O liebe Mutter, verzeiht mir! Ich will von Friedli lassen, aber lieber will ich sterben, als einen andern heirathen,“ schluchzte das Kind und schlang die weißen Arme um den Hals der Mutter.

Das Mutterherz wurde weich. Sie konnte die Tochter nicht von sich stoßen. Ein armes Mädchen war sie auch gewesen und von ihrem Manne erst nach langen und harten Kämpfen nach des alten Bärenwirths Tod als Frau nach Hause geführt worden. Solche Gedanken stiegen in ihr auf, als sie ihre Tochter an ihre Brust und mit ihr tiefen Kummer ins Herz preßte.

Der Bärenwirth trat ins Haus und rief seiner Frau. Babeli eilte auf ihre Kammer, um sich auszuweinen. Sie war so unglücklich. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, sagt ein altes Sprüchwort. Babeli hatte folgen gelernt. Sie war entschlossen, den Wünschen ihrer Eltern nachzukommen. Aber das Herz der Menschen ist ein eigen Ding; es läßt sich Nichts befehlen. Sie konnte Friedli meiden, aber ihm ihre Liebe zu entziehen vermochte sie nicht.

Eines Abends saß eine muntere Gesellschaft im Bären. In dieser war auch ein kräftiger Bursch, der einzige Sohn des reichsten Bauern. Neben ihn setzte sich der Bärenwirth und fing an zu marschen.

„Ich Schuste Trumpf? Nai Chrüg im Baum. „Stoche das Herzli!“ halts vom Spieltisch und „Stoche das Herzli!“ seufzte Babeli für sich. „Das isch e lustige Firtig gsi“ sagten die Gäste nach mehrstündigem Spiel, legten die Karten zusammen und zahlten ihre Zechen. Alle gehen. Nur der Michel bleibt noch beim Bärenwirth sitzen und wird ganz eifrig im Gespräche. Was sie mit einander sprachen, konnte Babeli nicht

verstehen, aber die Blicke, die Michel von Zeit zu Zeit auf sie richtete, waren ihr nicht entgangen. Als es schon auf elf Uhr ging, erhob sich auch der Michel, schüttelte dem Bärenwirth freudig die Hand und ging auch zum Babeli hin. Mit schwerem Herzen reichte sie ihm die Hand und sprach ein leises „Schlofe wohl!“ Michel!

Von nun an war der Michel jeden Abend im Bären. Bis her war er dem Mädchen gleichgültig gewesen; aber je mehr er sich ihr zu nähern suchte, desto mehr entfernte sie sich. Sie fing an ihn zu hassen und zu verabscheuen, denn in ihm glaubte sie die Ursache gefunden zu haben, weshalb ihr Vater auf einmal so unzufrieden mit Friedli wurde. Michel war aber auch gar nicht für's Babeli geschaffen. Sein rohes Benehmen stieß sie ab, sein Reichthum hatte in ihren Augen keinen Werth. Am allerwenigsten gefiel ihr seine Liebe zum Spiel, die aber ihr Vater nicht zu bemerken schien. Sein ganzes Gebahren konnte auch nicht ein Fünkchen von Zuneigung in ihrem Herzen erwecken. Alle Schmeicheleien und Schönheiten, die er ihr sagte, fielen auf Felsen Grund. Sie blieb kalt und wurde immer kälter, je feurriger er wurde. Doch war sie nie unartig gegen ihn, denn sie wußte wohl, wie viel ihr Vater darauf hielt, daß die Gäste gut behandelt wurden. Als solchen und nur als solchen betrachtete sie ihn.

Wenn ihr Vater von Michel anfing, und was für eine gute Parthie ein Mädchen mit ihm machen könne, schwieg sie immer. Der Bärenwirth dachte, es wird sich schon machen, Michels Eltern, mit denen er darüber redete, gaben mit Freuden ihre Einwilligung zur Wahl ihres Sohnes.

Eines Tages kam der Michel festtäglich gekleidet vom Dorfe herunter gegen den Bären, der an der Landstraße lag. Babeli sah ihn kommen und eilte aus dem Zimmer.

„Freut mich, daß ihr kommt,“ sprach der Bärenwirth, als der Michel eintrat und drückte ihm die Hand. „Ich will gleich 's Babeli rufen. Mein Jawort habt ihr schon lange und 's Babeli wird auch nicht „Nein“ sagen.“

Bald trat Babeli mit ihrer Mutter ein. Michel reichte ihnen die Hand. Als er seinen Antrag bei ihr wiederholte, stürzten ihr Thränen in die Augen. Krampfhaft preßte sie die Hand der Mutter an ihre Brust. „Es thut mir Leid,“ sprach sie nach einer kleinen Pause mit männlicher Fassung, „daß ich nicht „Ja“ sagen kann. Es gibt noch andere Mädchen, die besser für euch passen. Für so eine große Haushaltung bin ich noch zu jung zum —“

„Des isch e dumm Schwäg,“ fiel hastig ihr Vater ins Wort, der solche Reden nicht erwartet hatte. „Du wirst dich noch besinnen, ich



„Es gibt noch andre Mädchen, die besser für Euch passen.“

will dir die Narrheit schon aus dem Chöpsfi bringe. Hast den Friedli noch nicht vergesse, daß dich noch besinnst bei so einem reichen Chnab? Geh!“ —

„Laßt euch nur nicht erschrecken,“ sprach er dann zu Michel. „Der Friedli?“ fragte Michel ganz erstaunt, der es für unmöglich hielt, daß ein Mädchen sich noch besinnen könne, ihm das Jawort zu geben.

„Kindersachen!“ sprach der Bärenwirth. Der Friedli, ihr wisset's ja, den ich als Kind in mein Haus genommen habe, hat ihr Flöh hinter die Ohren gesetzt; aber die will ich schon vorbringen. Daraus wird Nichts! Enanderno muß er mir aus dem Haus. —

So hatte sich Michel seine Werbung nicht vorgestellt. Der Friedli kochte in ihm. Daß ein Knecht je sein Nebenbuhler werden könne, hatte er nie geglaubt. Er schämte sich bei dem Gedanken, daß die Leute im Orte sagen könnten, der arme Friedli habe den reichen Michel ausgestochen. Jetzt brachte ihn weniger die Liebe zum Babeli, als sein tief verletzter Hochmuth zum Entschlusse, um jeden Preis in den Besitz des Mädchens zu kommen. Mit des Bärenwirths Starrsinn konnte er auch zuversichtlich hoffen zum Ziele zu gelangen. „Wenn ihr euer Wort haltet, und der Friedli gleich aus dem Hause gejagt wird, so könnt 's sich schon noch machen. Ich bin doch nicht so häßlich, ich mein', ich könnte dem Maidli wohl g'fallen. Aber voran

muß gemacht werden.“ „Nichte dich nur, bis im Spöttlig muß es voran gehe, denn wenn ich einmal etwas sage, so bleibt's dabei!“ Mit diesen Worten drückte der Bärenwirth dem Michel die Hand und begleitete ihn bis zur Hausthüre. Friedli hatte das letzte Mal im Bären gegessen. Einstweilen arbeitete er als Tagelöhner. Michel suchte ihn bei jeder Gelegenheit zu kränken. Obwohl Friedli ihm möglichst auswich, bekamen sie doch in Bögisheim beim Schoppen Streit. Daß die Anderen dem Michel recht gaben, läßt sich denken. Er ließ ja nicht umsonst eine Maß nach der andern aufstellen. Um seinem Babeli Kummer und Verdruß und sich selbst Händel und Streit zu ersparen, beschloß der Friedli Luggen zu verlassen. Weit, recht weit wollte er fort. Er hatte einen Vetter zu Lyon. Den wollte er um Auskunft bitten, ob er dort Arbeit finden könnte. Damals lernten nicht alle Kinder schreiben und der Friedli konnte es auch nicht. Kaum der Schulmeister, der gewöhnlich noch andere Dienste neben dem seinigen besorgte, verstand diese schöne Kunst. An ihn wendete sich Friedli und trug ihm sein Anliegen vor. Schon nach einigen Wochen traf eine günstige Antwort ein. Der Vetter hatte sich sehr beeilt; denn Eisenbahnen gab es damals auch noch nicht. Ja, wenn Einer gesagt hätte, daß man mit Dampf fahren und mit Blitz schreiben könne, so hätte man ihn sogleich in's Narrenhaus gesperrt. Friedli eilte seine Sachen zu ordnen, da er gehört hatte, die Hochzeit solle noch vor dem Spöttligmarkt vollzogen werden. Bisher hatte er niemehr Gelegenheit gefunden, sein Babeli anderswo, als in der Kirche zu sehen, geschweige ein Wort mit ihr zu sprechen. Die Eltern hatten ein zu wachsam Auge, als daß es dem Kinde hätte gelingen können, ein wenig abzukommen. Des Abends fand sich auch immer der Michel ein, und war der mit seinen argwöhnischen und eifersüchtigen Augen da, so konnte sie vollends keinen Schritt thun. Ohne Babeli nochmals an sein Herz gedrückt, ohne ihr seinen Plan mitgetheilt zu haben, konnte er sich nicht zur Abreise entschließen. Durch Dieterli, seinen früheren Mithnecht, von dem er wußte, daß er es gut mit ihm meine, ließ er dem Babeli sagen, daß er fort wolle, aber doch nicht gehen könne, ohne noch einmal mit ihr gesprochen zu haben.

Eine schöne Gelegenheit bot sich bald dar. Dieterli's Mutter, die alte Muserin, die immer als Tagelöhnerin im Bären gearbeitet, lag krank darnieder. Babeli wurde oft von ihrer Mutter mit Brühen und sonstigen Erquickungen hingschickt. Bei ihr, ließ Babeli sagen, könne er sie sprechen. Friedli fand sich pünktlich ein. Sein Herz schlug in banger Erwartung, als Babeli nicht gleich erschien.

„Seh' ich dich doch noch einmal, lieber Friedli,“ sprach Babeli, als sie endlich eintrat. „Es hätte mir das Herz abgedrückt, wenn ich dir nicht noch, b'hüat di Gott, hätte sagen können. Hast du den Michel nicht gesehen? Er ist mit mir bis vor die Thüre. Ich hab's nicht haben wollen, aber der Vater hat g'sagt: gang numme mitem!“

Friedli schloß ihre Hand in die seinige und preßte sie an seine Brust. Neben konnte er nicht vor tiefer Bewegung.

„Willst du denn jetzt fort und willst mich ganz verlassen?“ fragte sie mit bebender Stimme.



„Willst Du denn jetzt fort und willst mich ganz verlassen?“ fragte sie mit bebender Stimme.

„Ich kann ja nicht anders,“ erwiderte er traurig. „Ich will nicht immer hinter dem Rücken deiner Eltern mit dir schwätzen und sie geben's doch nie zu, daß du meine Frau wirst. 'S wär auch nicht recht von uns und zuletzt könntest du noch in schlechten Ruf kommen.“

Friedli setzte ihr seinen Plan auseinander. Thränen rollten über ihre glühenden Wangen. Sie sprachen viel und ernst miteinander. Der Gedanke der Trennung, vielleicht für immer, war ihr unerträglich und dennoch konnte sie seinen Entschluß nicht mißbilligen. Eine Magd kam gegen das Haus, um Babeli abzurufen. Sie mußten scheiden. Unter heißen Küßen und tausend Betherungen treuester Liebe, riß sich das Mädchen los, um der Magd zuvorzukommen. Zum Glück fing es schon an zu dunkeln, als sie in die Wirthsstube trat, so daß ihr Vater die rothgeweinten Augen nicht bemerkte.

Wie lang wurde ihr jener Abend! Noch nie war er so zärtlich gewesen, gerade als wenn

er gemußt hätte, daß er ihr heute damit den reichsten Schmerz verursachen könne. Als die zehnte Stunde sie von ihrer Qual erlöste, eilte sie auf ihre Kammer, um sich — auszuweinen. Thränen erleichterten ihr Herz. Wo eig'ne Kraft Nichts vermag, wo man sich dem fremden Willen unbedingt unterwerfen muß, sind sie der köstlichste Balsam. Kein erquickender Schlaf schloß ihre Augen. Halbwachend, halbträumend wiederholte sie alle Worte, die Friedli gestern gesprochen; die Beteuerungen innigster treuester Liebe, wie die Ausbrüche der Rache, zu denen Michels schwere Kränkungen sein sanftes Gemüth hinrissen. Wird er mich nie vergessen? Hat er mich wirklich so gerne, wie er mir sagt? — O, ja, ich hab's gelesen in seinen schwarzen Sternen, ich hab's gefühlt im Druck der Hand, — und erst der letzte Ruß! — so träumte sie.

Der volle Mond, der bisher helle in ihr Zimmer geschienen, erbleichte allmählig und zog mit seinem funkelnden Hoffaat, den großen und kleinen Sternen ab. Tiefes Schweigen herrschte überall. Da hörte sie Tritte auf der Landstraße. Sie richtete sich auf und lauschte. Die Tritte kamen dem Hause immer näher. Willenlos, nur dem innern Drange folgend, erhob sie sich und schaute durchs Fenster. Sie öffnete. Ja er war es! „*Bhüt bi Gott! lieb Bäbel!*“ rief Friedli ihr halblaut zu.

„*Leb' wohl! lieber guter Friedli,*“ erwiderte Bäbel und Thränen drachen von Neuem hervor. Sie starrte ihm noch lange nach. Er blickte noch oft zurück auf das Haus, das sein Theuerstes, sein Alles, umschloß.

Die dunkeln Massen der Berge erbellen sich, die Schatten der Morgendämmerung ziehen sich in die Wälder zurück, und die Nebel, die auf der Ebene lagern, verschwinden; denn majestätisch erhebt sich im Osten die Königin des Tages, eine große Feuerkugel, und vergolbet den Gipfel des Blauen. Die Bäume funkeln in Diamanten vom reinsten Wasser und die Strahlen der Sonne brechen sich in ihnen in tausend Farben. Die Wiesen schimmern im reichsten Schmelze. Auch die Lerche ist schon erwacht und singt dem Schöpfer ihr Morgenlied.

Friedli schlich langsam dahin. Von Zeit zu Zeit drehte er das Ringlein am Finger, das Bäbel beim Abschied ihm darangesteckt, und trillerte vor sich hin eine Strophe aus einem alten Volkslied:

Verlassen, was dem Herzen lieb,
Und Scheiden, das thut wehe!
Dahem, dahem das Herz doch bliehe,
Wenn noch so fern ich gehe.
O Helmath, du mein Paradies!
O Liebchen, das ich dorten lieh!
Ob ich Euch wiedersehe? —

Bald stand er vor Schliengen an der Kapelle. Noch nie war ihm der Weg so kurz vorgekommen, noch nie hatte er sich so sehr von seinem Liebchen entfernt gefühlt. In Schliengen sprach er noch in einem Hause ein (das 80 Jahre später, als die Straße auf die andere Seite gelegt wurde, den Schild „zum Baselftab“ erhielt) um einer alten Base, die dort für nahezu 50 Diensthjahr das Gnadenbrod hatte, Noje zu sagen. Auf der Höhe hinter Schliengen blickte er noch einmal wehmüthig zurück auf sein liebes Auggen. Um ihn her war Alles so heiter, so froh, nur in seiner Brust wohnte tiefe Betrübniß! — dann ging's Basel zu.

Im Bären war unterdessen äußerlich Alles beim Alten. Viele Fuhrwerke hielten vor dem Hause und viele Gäste saßen drinnen an den Tischen. Immer gab es im Hause außerordentlich zu thun, aber seit einigen Tagen wußte 's Rätterli gar nicht mehr, wo ihr der Kopf stand, da auch Bäbel's Aussteuer über Hals und Kopf hergerichtet werden mußte.

Nur noch vier Tage waren bis zur Hochzeit, die auf den Donnerstag vor dem Spötligmart festgesetzt war.

„*Was isch denn au mit's Bärenwirths Bäbel?*“ „*S macht e G'sicht, mer fürcht si drob!*“ „*Isch das ene vergnügti Brut?*“ sagten die Leute, als sie Sonntags zur Kirche ging.

Sie schlich aber auch daher, daß man glaubte, die Füße wollten sie nicht mehr tragen. Das war eine Zeit der Pein! Immer erklärte sie ihrem Vater mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit und Gelassenheit, sie könne nie und nimmer den Michel heirathen. Aber das half Alles Nichts. — Bist einmal seine Frau, so kommt die Liebe von selber, pflegte der Vater zu sagen. Ist der Donnerstag erst da, so wollen wir sehen, nach wessen Kopf 's geht, dachte er.

Er wußte nicht mehr, wie es ihm vor 30 Jahren ums Herz war, als er um keinen Preis bei Lebzeiten seines Vaters 's Rätterli heimführen durfte. Wie schnell hat doch das Alter alle Erinnerung an die Jugend ausgelöscht! Er sah sein Kind erbleichen, er sah sie hinwelken, aber sein Starckopf war nicht zu brechen.

Am Mittwoch, den Tag vor der Hochzeit, fuhr Michel mit des Bärenwirths Fuhrwerk nach Hertingen, um seines Vaters Bruder abzuholen. An den andern Tagen war er auch spät nach Hause gekommen, aber so lange hatte er doch noch nicht auf sich warten lassen. Es ging schon auf elf Uhr. Von Zeit zu Zeit trat der Bärenwirth vor die Thüre und schaute die Straße gegen Schliengen. Von einem Fuhrwerke war Nichts zu sehen und zu hören. Er ward ängstlich, denn ein Unwetter war nahe.

Die Nacht wurde immer fürchterlicher. Der Donner rollte und der Sturm schüttelte die Nussbäume der Landstraße und drohte sie zu zerbrechen. Der Bärenwirth tröstete sich mit dem Gedanken, der Michel habe noch in Schliengen angekehrt, um bei einem guten Schöpplein das Ende des Gewitters abzuwarten. Die Schläge wurden immer heftiger, flammende Blitze schlängelten sich am schwarzen Himmel, Schlag auf Schlag, da — raffelte plötzlich im ungestümpften Wetter ein Wagen daher. Die Pferde wollten in die Einfahrt einklinken, aber die Wendung war zu klein. Der Wagen stieß an den einen Thürpfosten und wurde mit Gewalt gegen die andere Seite geschleudert. Die Pferde stampften und tobten. In größter Angst sprang der Bärenwirth zur Thüre hinaus. Sogleich erkannte er seinen Wagen. „Michel! Michel! ruft er. Keine Antwort. Ein Knecht eilte mit der Laterne herzu, aber von Michel war keine Spur zu finden.

„Kommet schnell mit mir Schliengen zu, dem Michel ist ein Unglück passiert!“ rief er dem Knechte.

Ein Knecht ging schnell mit ihm fort. Ein anderer hielt die Kofse, die immer noch ausschlugen und ihr Geschirr zusammenriffen. Der schreckliche Donner hatte sie scheu gemacht und sie waren allein dem Stalle zugeeilt.

Das stürmische Wetter legte sich eben so schnell, als es gekommen war. Die Wolken zertheilten sich und der Mond schien in magischem Halbdunkel wieder so ruhig über Berg und Thal, als ob Nichts vorgefallen wäre.

Nicht weit vom Wege nach Steinensadt fanden sie zuerst eine Mütze und ein Bündel. Am Rande der Straße lag regungslos — Michel! Der Bärenwirth schüttelte ihn, — kein Lebenszeichen. Zuerst glaubten sie, er sei vom Blitze erschlagen worden, doch nähere Besichtigung zeigte, daß sein Tod die Folge mehrerer Stichwunden in der Herzgegend war. Im tiefsten Schmerze raffte man die umherliegenden Gegenstände zusammen. Ein Fuhrwerk, das in Schliengen das Ende des Gewitters erwartet hatte, kam des Weges daher und brachte Michels Leiche in den Bären. Schrecken und Entsetzen ergriff alle im Hause. Babeli war schon auf ihre Kammer gegangen, aber der Anblick ihrer Hochzeitskleider und der Gedanke an den unglücklichen Friedli ließen sie nicht einschlafen.

Als das Gefammer ihrer Eltern zu ihren Ohren drang, eilte sie die Treppe hinunter, um zu sehen, was geschehen sei. Sie war zu gut, um nicht auch vom Unglücke des Todfeindes tief ergriffen zu werden. Der Anblick seiner erblassten Wangen, der starren Augen riß allen Haß aus ihrem Innern und Thränen des Schmer-

zes und der innigsten Theilnahme brachen hervor.

Michel sollte von Hertingen eine beträchtliche Geldsumme für den Bärenwirth mitbringen. Davon, sowie von dessen großer silbernen Sackuhr sammt Kette war keine Spur zu finden. — Tiefe Stille herrschte im Zimmer. Plötzlich stieß Babeli einen Schrei des Entsetzens aus und



Plötzlich stieß Babeli einen Schrei des Entsetzens aus und brach zusammen.

brach zusammen — sie hatte die gefundene Kappe betrachtet — es war — Friedli's Kappe. Der Bündel wurde schnell geöffnet und siehe — Hemden mit F. K. gezeichnet, die von der Magd als Friedli angehörig erkannt wurden. Das war zu viel. Babeli mußte zu Beite gebracht und schleunigst ein Arzt gerufen werden. Selten kommt ein Unglück allein, sagt ein altes Sprüchwort.

Michel war todt und wurde noch an dem Tage zur Erde bestattet, an dem er Hochzeit machen wollte. Seine Hochzeitsgäste geleiteten ihn zu Grabe. Der Onkel von Hertingen kam auch noch dazu. Er machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er gestern nicht mitgefahren war, er meinte, es wäre nicht passiert, wenn er dabei gewesen wäre.

Allgemein war die Theilnahme an dem Unglück, allgemein auch der Glaube, der Friedli sei der Thäter. Man wollte ihn ja noch an demselben Tage bei Schliengen gesehen haben. Dann die Kappe und das Bündel mit seinem Inhalte!

Das Gericht untersuchte die Sache genau,

aber alle Spuren leiteten auf Friebl. Er wurde schuldig befunden. Man wartete nur darauf seiner habhaft zu werden, um an ihm die gerechte Strafe zu vollziehen.

Bäbeli lag im hitzigsten Fieber darnieder. Nur den eifrigsten Bemühungen des tüchtigen Arztes und der sorgsamsten Pflege einer liebevollen Mutter gelang es, die zerknickte Rose den Armen des Todes zu entreißen. Sehr langsam erholte sich das Maidli und erst nach vielen Wochen war es ihr möglich in leichteren Geschäften des Hauswesens Zerstreuung zu suchen. Armes Bäbeli! Welche Seelenschmerzen leidest du? du selbst bist fest überzeugt von der Schuldblosigkeit deines Geliebten, aber wie willst, wie kannst du seine Unschuld darthun! — Lieber hätte sie an seinem Grabe geweint, als ihn mit gebrandmarktem Namen unter den Lebendigen gewünscht. Dieser Kummer nagte gewaltig an ihrem Herzen. Die Röthe ihrer Wangen war verschwunden; die Augen, die früher wie Diamanten funkelten, wurden matt und trübe. Doch die inneren Leiden, die sie erduldet, weckten die Kraft der Tugend. Unter dem Druck schwerer Zeiten schimmert diese im hellstem Glanze. Sie hat Aehnlichkeit mit gewürzreichen Pflanzen, die gepreßt werden, um ihren wohlriechenden Balsam zu gewinnen. Sie hielt fest am Glauben und fest an frommer Gesinnung und dieß reichte ihr den schönsten Trost. Den armen Kranken war sie ein reitender Engel. Paul Gerhard's schönes Lied, das schon damals in ganz Deutschland bekannt war, schien ganz nur für sie gedichtet. Mit welchen Gefühlen betete sie des Abends allein auf ihrer Kammer:

O Herr, voll Guld und Gnade
Nur du erkennest recht
Was gut sei oder schade
Dem sterblichen Geschlecht
Und was du dann erlesen
Vollführst du, Herr der Welt
Und bringst zum Stand und Wesen
Was deinem Rath gefällt.

Und brausen alle Stürme
Und Wetter her auf sie,
Sie trauen Gottes Schirme
Und er verläßt sie nie.
Was Gott sich vorgenommen
Und was er haben will
Das muß doch endlich kommen
In seinem Zweck und Ziel.

Mit des Kindes Frohsinn war auch aus dem ganzen Hause die früher herrschende Heiterkeit und Gemüthlichkeit gewichen. Unter steter Arbeit verfloßen fast zwei Jahre und der Vater wagte Nichts davon zu sagen, wie sehr er wünschte, daß ein braver Schwiegersohn ihm zur Seite stehe und die schwere Arbeit mit ihm theile.

In dieser Zeit war wegen des spanischen

Thrones zwischen Ludwig dem Bierzehnten, Frankreichs habfüchtigem Könige und dem Kaiser Leopold ein Krieg ausgebrochen, der fast vierzehn Jahre lang mit der größten Erbitterung geführt wurde. Unsere Nachbarn über dem Rheine, die schon im Jahre 1678 das alte Schloß zu Badenweiler eingenommen und zerstört und ebenso schon 1672 und 1702 die damals blühende Stadt Neuenburg halb in Asche gelegt hatten, fanden sich auch im Jahre 1704 wieder ein. Zum dritten Male wurde das unglückliche Neuenburg, das von den Stürmen jener Zeit wie vielleicht kein anderer Ort unseres engen Vaterlandes zu leiden hatte, in einen Aschenhaufen verwandelt und die heimathlosen Bewohner dem Elende Preis gegeben.

Obwohl in dem Herzen der Markgräfer immer eine eiferfüchtige Abneigung gegen ihre katholischen Nachbarn schlummert, so fanden die Flüchtigen doch eine liebevolle Aufnahme. Die gemeinsamen Leiden und Gefahren, die sie in jedem Kriege erfuhren, unterdrückten die feindseligen Nachbarschaften, und mahnten sie laut, in solcher Noth möglichst mit Rath und That an die Hand zu gehen.

Ein Bürger von Neuenburg, mit dem nicht lange vorher der Bärenwirth entfernt gelegene Grundstücke ausgetauscht hatte, hielt sich im Bären auf. Eine hübsche Summe Geld, die der Mann trotz der allgemeinen Verwirrung noch zu retten das Glück hatte, machte es ihm möglich in Steinstadt ein kleines Anwesen, auf dem Wirthschaftsgerechtigkeit ruhte, zu erwerben. Der Bärenwirth, der ihm für den Anfang den Wein lieferte, war eines Tages dort und hielt sich länger auf, als räthlich war, da verdächtiges welfches Gesindel die Landstraße unsicher machte. Beim Einbruch der Nacht verließ der Bärenwirth Steinstadt und machte sich auf den Heimweg. In allerlei Gedanken vertieft, schlug er einen schnellen Schritt an. Er mochte eine schwache halbe Stunde gegangen sein, als nicht mehr fern von der Landstraße ein Kerl auf ihn zusprang und ihn aus seinen Träumen aufrüttelte. Er hatte kaum noch Zeit, den nach seinem Kopfe geführten gewaltigen Streich mit seinem entgegengehaltenen Stocke zu entkräften. Ein zweiter Hieb, der schnell nachfolgte, traf die linke Seite seines Kopfes. Mit einem lauten Hülfseruf, sank er bewusstlos zur Erde. Der Schurke wollte seinem Opfer vollends den Garaus machen, da packte ihn eine kräftige Faust, reißt ihn rücklings zu Boden und entwindet ihm seinen Stoc. Der Schuft sprang schnell auf, aber ein mächtiger Schlag mit seinem eigenen Knüttel schmetterte ihn nieder. Der Bärenwirth lebte noch. Der Schlag hatte den Kopf nur gestreift



„Der ist mein Lebensretter!“ rief gleich der Bärenwirth, auf den Burschen deutend.

und ihm auf kurze Zeit das Bewußtsein geraubt. Mit Hülfe seines Reiters wankte er seinem Hause zu. Ermattet sinkt er in den Lehnstuhl, der am Ofen steht. Der Bursch, der ihm das Leben gerettet, entfernte sich schnell wieder. Mutter und Tochter eilen herzu, um dem Vater alles Nöthige zu seiner Erholung und Stärkung zu bieten. Unterdessen füllte sich die Wirthsstube mit Neugierigen aus dem Orte, die von dem Vorfalle gehört hatten. Der Bärenwirth erzählte das Geschehene. Wer ihn gerettet, wußte er nicht. Wo der Bursch hingefommen, konnte auch Niemand sagen. Während man sich in Vermuthungen aller Art erging, kamen zwei Knechte, welche mit dem fremden Burschen den schwer verwundeten Begelagerer in die nahe Kammer schleppten.

„Der ist mein Lebensretter“, rief gleich der Bärenwirth, als der Bursch aus der Kammer zurück kam.

Bäbel wandte sich um und mit den Worten: „Friedli, lieber Friedli, du bist's“ stürzte sie in dessen Arme. Er preßte sie krampfhaft an sein Herz. Ihr Haupt ruhte an seiner Brust und Thränen der Freude und des Dankes perlten über ihre Wangen. — Der Bärenwirth versank in tiefes, düsteres Schweigen. Welche Gefühle kämpften in seinem Innern! Fast an derselben Stelle, an welcher vor zwei Jahren Michel sein Leben verlor, war auch er angefallen worden! Konnte sein Lebensretter Michels Mörder sein?

Der Verwundete bat flehenlich um einen Geistlichen, der ihn zur Beichte hören und ihm

das heilige Abendmahl reichen sollte. Dem Sterbenden wurde die Bitte gewährt und schnell ein Knecht zu Pferd nach Schliengen geschickt, um den dortigen Pfarrer zu holen.

Friedli war ganz erstaunt sich von allen Anwesenden so sonderbar betrachtet zu sehen, aber sein Staunen mehrte sich noch, als der alte Vogt, der auch gekommen war, ihn im Namen des Gesetzes festnehmen ließ. — Nach kurzer Zeit kommt der Pfarrer auf dem Pferde des Knechtes an. Er begibt sich sogleich zu dem Sterbenden und die Anwesenden verlassen die Kammer. Schon nach einigen Minuten öffnete der Geistliche die Thür und ersucht einige der Umhersehenden einzutreten, da der Beichtende auch vor Zeugen sein Geständniß zu wiederholen sich bereit erklärt habe. Mehrere gingen hinein, auch der alte Vogt. Der Sterbende bekannte mit fast gebrochener Stimme sich als Michels Mörder. Bei der Einäscherung Neuenburgs vor zwei Jahren war er als Soldat thätig gewesen. Wegen schlechter Streiche mußte er das Militär verlassen. Kappe und Bündel hatte er dem Friedli in einem Dorfe bei Belfort, wo er in demselben Hause übernachtete, gestohlen. Auf einer seiner landfremderischen Fahrten war er auf der Straße nach Schliengen dem Michel begegnet und hat ihn des nahenden Gewitters wegen aufsitzen zu lassen. Der gestattete es. Als der Franzose merkte, daß Michel Geld bei sich habe, erfaßte ihn der teuflische Gedanken des Mordes. Bei dem schrecklichen Gewitter

würden die Pferde scheu. Kappe und Bündel fielen zur Erde und konnten nicht mehr von ihm aufgefunden werden. Er wollte noch mehr sprechen, aber die Stimme versagte ihm. — Das Abendmahl wurde ihm gereicht und in wenigen Stunden war er eine Leiche. — Jetzt erst erfuhr Friedelt Michel's Tod und daß man ihn für den Mörder desselben gehalten. In Lyon war er auf Verwenden seines Vaters, einem Herrn empfohlen worden, der ihn als Oberknecht auf seinem Gute in der Nähe der Stadt beschäftigte. Es gefiel ihm dort sehr wohl und sein Herr war ihm auch sehr zugethan. Als er das Unglück seiner Heimath erfuhr, zog es ihn mächtig nach Hause. An jenem verhängnißvollen Abend war er Willens in Schlingen zu bleiben, aber sein Geschick trieb ihn unwiderstehlich weiter. Nicht ferne von der Stelle des Anfalls hatte er sich ermüdet an einem Baume niedergelegt, um zu überlegen, wo er zuerst in Augen ankehren wollte. Da hörte er des Wärenwirths Hilferuf. Er eilte hinzu und es gelang ihm, des Wärenwirths Leben und zugleich auch sein eigenes zu retten. Als der Franzose an jenem Abende kaum eingestanden hatte, verließ der Wärenwirth das Zimmer, rief den Friedelt und's Hädelst zu sich und legte mit den Worten: „Des Herrn Wege sind wunderbar“ ihre Hände in einander. — Friedelt's Familie blüht noch in Augen. Welches sie ist, darf der Kalendermann nicht sagen, weil man es ihm verboten hat.



Bemerkung. Der Lehrer hinkende Bote thut es seinem freundlichen Leser zu wissen, daß der Herr von Schnauckenler in dieser Geschichte eine reine Erfindung ist, und daß Niemand, der da am Leben, damit gemeynt sein soll, denn der hinkende Bote will Niemanden beleidigen, sondern seine Leser nur erheitern.

Der Lehrer hinkende Bote und der Rastatter sind ganz gute Freunde und Kollegen zusammen und wenn sie sich auf ihren Wanderungen da und dort in einem braven Wirthshause begegnen, da ist eine große Freude und sie erzählen sich bei einem Glase Wein ihre Gelebnisse und ihr Freud und Leid. Jeder gönnt dem andern seine Sache und freut sich, wenn es ihm gut geht, und wenn der Lehrer hinkende Bote in eine Stube tritt und findet den Rastatter unter dem Spiegel hängen, so nimmt er ihn zum hundertsten male in die Hand und freut sich an sei-

nen schönen Bildern und lustigen Geschichten, und sagt: „Das ist doch ein prächtiger Bursch, der Gewatter Rastatter“, und wenn der Rastatter hinkende Bote den Lehrer, den gedruckten nämlich, irgenwo hängen findet, und er findet ihn oft, so macht er's ebenso, oder noch ärger, und sagt: „Der Gewatter Lehrer ist ein Herrenmeister, je älter der wird, desto jünger wird er und frischer, denn macht's so bald Keiner nach.“

Und so ist's Recht, und wenn es alle Welt so machen würde, wie der Rastatter und der Lehrer hinkende Bote, so würden nicht Ströme unschuldigen Blutes geflossen sein in Ober-Italien, und die Menschen dort hätten sich nicht auf Commando und tausendweise morden und zerstückeln müssen und wußten nicht einmal warum und es wäre nicht nothwendig gewesen, daß die zwei Erbfeinde, der Franzos und der Oesterreicher sich zu Willafranca über Blut und Leichen die Hände reichten, und der Herr von Schleinitz in Berlin wäre keta so berühmter Mann geworden, als er in der That geworden ist, und wir Deutsche müßten jetzt nicht die Hände über dem Kopfe zusammen schlagen und rufen: „Daß Gott erbarm“, auch wieder einmal verpsuscht!“ Das Alles wäre nicht geschehen, wenn alle Leute so vernünftig wären, wie der Lehrer und der Rastatter hinkende Bote, und das Herz auf dem rechten Fleck hätten, aber es sind's halt und haben's halt nicht alle Leute; auch daß Gott erbarm'!

Die beiden hinkenden Boten haben sich das letztemal getroffen im rothen Löwen in R....., der Lehrer hinkende Bote aber schien diesmal und gegen seine Gewohnheit nicht recht aufgelegt, und wollte nicht recht in's Geleise kommen, und als er beim zweiten Glase immer noch ein finstres Gesicht machte, da stieß der Rastatter mit ihm an und sagte: „Na, Gewatter Lehrer, was ist denn Euch über Eure alte, lustige Leber getroffen? Legt einmal los, ich will schauen, daß ich Euch trösten kann.“ „Ja“, sagte der Lehrer, „Gewatter Rastatter, Ihr habt gut schmecken, Ihr seid ein Burdesfestungler, Euch läßt man ungehuldet, an mir aber reißt sich die ganze Welt, Wahrschastig das Kalendermachen wird einem noch ganz entleibet. Hört nur wie mir's gegangen ist.“

Es ist, es mögen so ein Wochen fünf oder sechs sein, im goldenen Adler in Büblingen, dort über der.....schen Grenze, denn ich komme auch über das bädische Rändchen hinaus, wie ihr wißt, trinke mein halbes Schöpplein Reuen und studire an der Vorrede für meinen Kalender für's nächste Jahr, wurde auch einmal die Stubenhäure aufgeschrien, daß ich meine, jetzt müsse wenigstens ein Kameel kommen, war aber keines, sondern ein großer Herr, der den Kopf so hoch trug, wie eine leere Korn-Aehre, und mit einem Gesichte, aus dem er, wenn auch nicht gerade besonders gescheut, doch ganz absonderlich brutal in die Welt hinein schaute, und die Nase, der Mund, die Augen, ja sogar die Ohren, kurz Alles in diesem Gesichte schien zu sagen: „Blas da, Lumpenpack, Blas gemacht, ich komme.“

Das war so der erste stüchtige Eindruck, den der schwarze Schnurbart auf mich machte, als er wie auf Stelzen an mir vorüber schritt und sich an dem Ehren-Eisblein am Ofen in des Adlerwirthes Großvaterstuhl hineinfallen ließ, daß dieser in allen Fugen kragte, als wollte er lauten Protest einlegen gegen eine so unzarte Behandlung.

Jetzt schlen der Schnurbart auch mich einer Betrachtung zu würdigen, denn er klemmte ein Brennglas ins Auge und fixirte mich von oben an abwärts, und als er an meinen Stiefel fuß kam, runzelte er die Stirne und ich spürte es ordentlich, wie sich sein Blick wie ein Nagelbohrer in mein hölzernes Bein hineinbohrte.

Was mag der an meinen Beinen zu guden haben, dachte ich, das Bein ist ja bezahlt, denn so viel trägt mir der Kalender schon ein, daß ich mir hie und da ein neues Bein kann machen lassen, wenn das alle abgelaufen ist und zudem hatte ich mein Sonntagsbrein an, denn es war ein Sonntag.

Jetzt kam der Adlerwirth herein und wie der den Herrn Schnurbart in seinem Großvaterstuhle erblickte, so machte er eine tiefe Reverenz und murrete etwas von großer Ehre und mit was er aufwarten könne; er wurgte aber daran, als ob er erstickten wolle und sein Gesicht wurde dabei so lang und schmal und sauer, wie eine Wurte im Weinestig.

„Eine Flasche Zeller Nothen,“ sagte der Schnurrbart, „und Herr Posthalter auf ein Wort,“ denn der Alerwirth ist auch Posthalter. Jetzt zischelte der Schnurrbart dem Posthalter etwas in die Ohren und schaute wieder mit seinem Brennglas auf mein höfernes Bein und der Posthalter schaute auch nach mir um und blinzelte mich mit dem rechten Auge zu, und sagte dem Schnurrbart auch Etwas in's Ohr. „So so“ sagte der Schnurrbart, „Habe mir's doch gedacht“, stand auf und kam mit langen Schritten auf meinen Tisch zu. „He“, rief er mir zu mit hochmüthigem Tone und suchte mit der Kettpeltische in der Luft „He, guter Freund, wer seid Ihr?“ „Herr,“ sagte ich, „ob Ihr Guet guter Freund bin, kann ich nicht sagen, sonst aber bin ich der Lehrer hinkende Bote und jedes Kind kennt mich und jeder ehrliche Mann. „Und ich,“ sagte hierauf der Fremde und queetschte jedes einzelne Wort so absonderlich unter dem Schnurrbarte hervor, als wolle er aus jedem einen Dackchen machen, „ich — bin — der — Herr — von — Schnauzmeier,“ und dabei streckte er wieder das Brennglas ins Auge und starrte auf mich herunter, als wolle er beobachten, welche fürchtbare Wirkung die Thatfache auf mich machen müsse, daß er der Herr von Schnauzmeier sei. Da der Herr von Schnauzmeier zu seinem großen Erstaunen bemerkte, daß ich weder in Dymnacht fiel, noch vom Schläge gerührt wurde, sondern, daß ich nur ein wenig lächelte und einen Schluß Wein nahm, so riß er erstaunt die Augen auf, daß das Brennglas herunter fiel und wie ein Glockenschwengel hin und her bandelte und fragte: „He, guter Freund, es scheint Ihr kennt mich nicht? Ich aber erwiderte: „Herr von Schnauzmeier? So Ihr seth's? Wenn's Euch recht ist, wollen wir jetzt den guten Freund bei Seite lassen. Freilich kenne ich Euch, per Renommée, wer kennt nicht den Herrn von Schnauzmeier. So, also Ihr seid dieser Herr von Schnauzmeier? Wollt Ihr vielleicht einen Kalender kaufen?“ und dabei lächelte ich.

Er aber schrie: „Zum Henker mit Euerm dummen Kalender, eben mit Euch habe ich ein Wort zu reden! Wie könnt Ihr Euch unterstehen, mich in Euerm einfältigen Kalender lächerlich machen zu wollen?“

„Ich,“ sagte ich verwundert, denn ich hatte ein gutes Gewissen, „nicht daß ich wüßte und wenn mein Kalender einfältig ist, so ist's zum Erstaunen, daß es so viele einfältige Menschen gibt, die ihn kaufen. Habt Ihr ihn etwa auch gekauft, Herr von Schnauzmeier?“

„Ja Ihr,“ vollerte dieser und suchte wieder mit der Kettpeltische, „ich habe nicht nöthig gehabt, den Tisch zu kaufen, er ist mir Duzendweise in's Haus geschickt worden und in jedem war die dumme Gesichtliche mit dem Postillon und dem fehlenden Hosenknopf roth angestrichen. Und in dieser Gesichtliche habt Ihr mich abkontertelt, wie ich leb' und lebe, und habt mich lächerlich gemacht vor meinen Posthaltern und Postillonen und die Schlingel lachen und schämungeln, wo sie mich mit der Nase sehen, aber Millionen Donnerwetter, ich will's ihnen schon eintränken und Euch auch, ja das will ich!“

Und in der That, der Herr von Schnauzmeier schien nicht ganz Unrecht zu haben, denn während er vor mir herumgestikulirte, und den Schnurrbart drückte und mit seiner Kettpeltische die Luft bearbeitete, hatte der Alerwirth in seinem Rücken eine Art Krampfanfall zu übersehen; er schnitt schredliche Gesichtler, verdrehte die Augen und als Nichts mehr helfen wollte, stopfte er eine Serviette, so groß wie ein Leintuch in den Mund, um sich so vor allen unehrerbietigen Explosionen zu sichern.

Ich aber erob mich von meinem Stuhle und sagte: „Herr von Schnauzmeier, ich bin vor der Hand weder ein Posthalter noch ein Postillon, Gott behüte mich, und bitte Sie deshalb Ihre Kettpeltische etwas weiter von meiner Nase entfernt zu halten, denn ich bin kluglich. Was aber die Gesichtliche mit dem Hosenknopf betrifft, so werden Sie doch nicht annehmen, daß mit dem tyrannischen, groben, ungehobelten, fleghaften und dabei dummsitzen Menschen, der in dieser Gesichtliche die Hauptrolle spielt, Sie selbst gemeint sein können? Ich habe ja ausdrücklich erklärt. . . .“

„Was erklärt“, schrie der Herr von Schnauzmeier, „da ist Nichts zu erklären! Ja, dieser ungehobelte, grobe Flegel bin ich,“

G

es kann's kein anderer Mensch sein, als ich und alle Posthalter und Postillone wissen es, daß ich es bin und alle Welt weiß es, ich werde mich doch selber kennen? Aber man wird Euch das Handwerk legen, Herr hinkender Bote von Lehr, ja das wird man u. Euch lehren Komplete machen, denn es ist ein wahres Komplot. Oder wollt Ihr etwa läugnen, daß Euch einer meiner Posthalter aus Dankbarkeit für die saubere Gesichtliche ein Duzend Flaschen Kirschwasser geschickt hat? He, könnt Ihr das läugnen? —

Jetzt wurde ich aber auch zornig und stellte mich fest auf meinen Stielfuß und schrie dem Herrn von Schnauzmeier ins Gesicht: „Mein, nein und zehnmal nein, erstens habe ich kein Kirschwasser von irgend Jemand geschickt bekommen, so leid mir's thut, aber es ist so und zweitens sage ich Euch, Ihr seid der Hosenknopf-Flegel nicht, wie Ihr meint, Ihr irt Euch, sage ich Euch!“

Der Herr von Schnauzmeier aber gereth jetzt ganz in Wuth und schlug mit dem Kettpeltischenstiele auf den Tisch, daß die Rudels-Uhr an der Wand stille stehen blieb und dem Rudel, der eben den Schnabel öffnete, um sechs Uhr zu rufen, vor Schrecken der Ton in der Kehle stecken blieb.

„Ja, Ja und zehnmal Ja, ich irr mich nte, ich bins, und das sage ich Euch, hinkender Bote, wenn Ihr mit in Euerm nächsten Kalender keinen Widerruf macht und eine Ehrenerklärung gebet, so sollt Ihr mich von meiner groben Seite kennen lernen, denn die kennt Ihr noch nicht.“

Glücklicherweise erhielt jetzt der Born des Herrn von Schnauzmeier eine andere Richtung, denn hinter seinem Rücken erscholl ein schallendes Gelächter und als der erzünte Herr von Schnauzmeier sich umwendete, erblickte er den Alerwirth, der im vergeblichen Bemühen seinen Nachkrampf zu unterdrücken, sich in den Großvaterstuhl geworfen hatte und mit Händen und Füßen schlegelte und bereits blauroth im Gesichte war, so daß es als ein Glück betrachtet werden mußte, daß die Serviette den gewaltigen Nachangriffen endlich nachgab und der Alerwirth durch eine gewaltige Lacherplosion einem Schlagflusse entging.

„Millionen Donnerwetter, warum lachen Sie“, fuhr ihn der Herr von Schnauzmeier an.

Der Alerwirth aber fuhr von seinem Stuhle auf: „Ha, ha, ha, Herr von Schnauzmeier, ha, ha, ha, ich lache ja nicht, ha, ha, ha, es ist mein alter Krampfanfall, ha, ha, ha, mein chronisches Leiden, ha, ha, ha, nichts für ungut, ein Familien Uebel!“ „Das sollen Sie mir büßen, Herr B-o-s-t-h-a-l-t-e-r“, schrie Herr von Schnauzmeier und legte auf den „Posthalter“ einen ganz besondern und unheimlichen Nachdruck, „das sollen Sie mir büßen“ und fürmte zur Thüre hinaus.

„D weh!“ seufzt der Posthalter und hatte mit einem male seine chronisches Leiden verloren, „o weh, das gibt mir eine schöne Gesichtliche, meine armen Postillone, und eilte ebenfalls zur Thüre hinaus.“

Draußen hörte man ihn rufen: „Kunz, Hans, Frieder, Jakob, Heiner, puht Eure Uniformen und Eure Posthörner. Hört Ihr? Morgen ist Dienstvisitation und merkt Euch, daß keinem ein Knopf fehlt am Kragen, um Gotteswillen keiner fehlt, sonst kommt Euch ein Millionen Donnerwetter über den Hals!“ —

„Schaut, Bevatter Kasfater. So ist mir's gegangen“, sagte der Lehrer und wischte sich den Schweiß von der Stirne, „und so kann man ganz unschuldig in Angelegenheiten kommen. Jetzt habe ich, um den Herrn von Schnauzmeier zufrieden zu stellen, eine Ehrenerklärung entworfen und will sie in meinem Kalender abdrucken. Hört nur.“ und der Lehrer wickelte eine große rothe Brieftasche auseinander, nahm ein Blatt heraus und las:

Ehrenerklärung des Lehrers hinkenden Boten.
Ich Endesunterzeichnet erkläre hiermit auf Verlangen öffentlich und feierlichst, daß die Gesichtliche „Allzufarf haut nicht“ in meinem Kalender pro 1859 nicht in der entferntesten Beziehung steht zu Seiner Hochwohlgeborenen dem Herrn von Schnauzmeier, sondern im Gegentheil. Und wenn Seiner Hochwohlgeborenen der Herr von Schnauzmeier behaupten, daß der tyrannische, grobe, ungehobelte und dummsitze Mensch in dieser Gesichtliche, kein Anderer sein kann, als Höchstselbst sie selbst und alle Welt wisse es, daß sie es seien und Höchstselbst sie selbst

Hinf. Bote 1860.

wüßten es selbst, denn sie irren sich nie, so sieht sich Endesuntergelehner, so leib es ihm auch thut, zu der nothgedrungenen Erklärung veranlaßt, daß Seiner Hochwohlgeborenen sich dennoch irren, wenn Höchstselben glauben, sie irren sich nie, denn Seiner Hochwohlgeborenen irren sich in diesem Falle in der That und wäre es der erste Irrthum in Höchstselbstihrem Leben.

„Nun was meint Ihr Gevatter, ist's so recht?“ fragte der Lehrer. „Ja“, erwiderte der Kasattter und lachte, „so ist's Recht, und der Herr Schnauzmeier kann zufrieden sein.“

„Das ist aber noch nicht Alles“, fuhr der Lehrer hinkende Bote fort, „es ist mir noch Etwas passiert, nur ist's besser abgelaufen, als die Geschichte mit dem Herrn von Schnauzmeier.“

Bekomme ich vor einigen Wochen ein Fäßlein Bier auf der Offenbahn und einen Brief dazu und der Brief war von dem Posthalter in Muggensturm, sollte eigentlich Muckensturm heißen. In dem Briefe aber schreibt mir der Posthalter: „Wie kommet Ihr mir vor, hinkender Bote, daß Ihr mir mein Bier sauer werden lasset, in Euerm Kalender in der Geschichte: „Wie ein Bauer am schnellsten ein Herr werden kann?“ Ich hab's nicht um Euch verdient, daß Ihr mir die Wirthschaft in Verzug bringet, oder denkt Ihr nimmer daran, wie Ihr bei mir Nothen getrunken habt vom Besten und habt mir ihn angehängt im Sechsendelstich? Nein es war nicht Recht von Euch Hinkenber, und ich hätt's nie von Euch geglaubt und so und so. Und da schickte ich Euch jetzt ein Fäßlein Bier, damit Ihr's selber versuchen könnt, ob's sauer ist oder nicht; ist's sauer, he?“

„Nun aber!“ fuhr der Lehrer hinkende Bote fort, „muß ich der Wahrheit die Ehre geben, die Geschichte mit dem Nothen und mit dem Sechsendelstich ist richtig und das Bier, das mir der Posthalter geschickt, war nicht sauer, sondern delikat und das Fäßlein hatte nur den einzigen Fehler, daß es zu klein war.

doch daran war der Küfer schuld, und jetzt thut mir's leid, daß ich mich von dem Bauern habe anhängen lassen, denn ich habe es nachträglich herausgebracht, daß er, der Schlingel ist aus dem Amte Vorberg, dem Posthalter einen Luch anthon wollte, denn das Bier, — er hat mir's gestanden — war damals so wenig sauer als jetzt, der Vorberger hatte aber vorher zwei Meßle Zweifeln gegessen und da war's freilich kein Wunder, das war sogar für einen aus dem Amte Vorberg zu stark.“

„Seht, Gevatter Kasattter,“ sagte der Lehrer und trank sein Glas leer, „so kanns einem gehen mit der Kalenderschreiberei, man kann sich nicht genug in Obacht nehmen, wenn man für seine Mühe keine Gelegenheiten haben will, es ist mir schon halber Angst, wegen dem Karlsruher Expeditionsrath.“

„Ah bah! lachte der Kasattter hinkende Bote, „so genau kann man's nicht nehmen und alle Welt weiß ja, daß wir Niemanden beleidigen, sondern nur heitere Gesichter machen wollen. Da habe ich auch so ein paar lustige Geschichten in meinem Kalender, von einem Brillenbändler, und von einem Herrn Josef und von einem diplomatischen Geheimnisse“ und noch viele andere, die müßt Ihr lesen Gevatter, Ihr werdet Euch Freude haben, aber die machen mir keine Sorgen und wenn ich nicht schon hätte, ich ließe mir keine graue Haare wachsen, die Hauptsache ist ein gutes Gewissen und bei mir ist's sauber unterm Bruststück und bei Euch auch. Und nun muß ich fort, mein Weg ist weit und sie schließen mir sonst die Bundesfestung vor der Nase zu. Behüt! Euch Gott Gevatter und bleibt gesund.“

„Behüt Gott!“ sagte der Lehrer und schüttelte seinem Kollegen herzlich die Hand, „und wenn Ihr nach Jahr kommt, thut mir die Ehre an, wenn ich Euch auch nicht mit Kirschwasser aufwarten kann, wie der Herr von Schnauzmeier meint, so habe ich doch ein Fäßlein 57er in meinem Keller für meine Freunde.“

Weltbegebenheiten.

Der Krieg in Italien.

Italien, dieses vielgepriesene herrlichste Land Europa's, von dessen Hauptstadt Rom einst der römische Adler ausging, fast die ganze bekannte damalige Welt unter die Fittige seiner Herrschaft zu nehmen, ist dennoch, seit langer Zeit in seinem Innern zerrissen und zerspalten, von Jahrhundert zu Jahrhundert die wechselnde Beute mächtigerer Nachbarn geworden und das italienische Volk, so reich an großen, hellleuchtenden Gaben der Natur, einst berühmt durch seine Gelehrte, seine Redner, seine Dichter, seine Maler, seine Bildhauer, seine Staatsmänner, ist im Verlaufe dieser wechselvollen, zerstörenden Vergangenheit zu einem Volke geworden, in dem viele der edelsten Kräfte und Tugenden untergegangen sind, aber zahlreiche Schwächen und Untugenden zu Tage getreten, wie sie nur die Frucht Jahrhunderte langer bürgerlicher Unordnungen und Unfreiheit sein können.

Als in den Jahren 1848 und 1849 die Revolution so manche Länder Europas in Brand setzte, blieb auch Italien nicht ruhig. Geheime Gesellschaften, deren Zweck die Vertreibung fremder Herrschaft und die Einrichtung eines einheitlichen italienischen Reiches, wohl auch einer Republik war, hatten seit mehr als dreißig Jahren den Boden, besonders der österreichischen Länder in Italien, unterwühlt und „Tod den Deutschen“ war das geheime Losungswort geworden. Nur mit Waffengewalt konnte Oesterreich äußerlich Ordnung und Ruhe erhalten, der Mordmord umlauerte seine Diener und Beamten, und alle Mittel, die es anwandte, um den Wohlstand und das Gedeihen des lombardischen Volkes zu heben vermochten die fort und fort wachsende Feindschaft nicht zu beschwichtigen.

Besonders der reiche Adel des Landes und die Geistlichkeit, für welche Oesterreich doch seit lange her nur zu viel gethan hatte und bis zur Stunde gethan hat, schürten die Flamme, während das Landvolk den Bestrebungen der Unzufriedenen ziemlich fremd blieb. Immerhin stand aber dieses nicht entschieden auf Seite der Regierung und neigte sich natürlich mit seinen stillen Wünschen mehr der Sache des Vaterlandes zu und wie wichtig dies im Kriege ist, wo so viel auf zuverlässige Kundschafter an-

kommt, hat sich auch in dem letzten Kriege wieder erwiesen. Der Krieg Sardiniens und fast ganz Italiens gegen Oesterreich in den Jahren 1848 und 1849, der anfängliche Sieg der Italiener, und der Sardinier unter dem König Karl Albert, — der Rückzug der Oesterreicher unter ihrem tapfern Feldmarschall Radetzky bis in die Mauern von Verona, aber bald darauf dessen glänzende Siege bei St. Lucia, Vicenza und Custoza (25. Juli 1848), der triumphirende Einzug des alten österreichischen Generals in das kernemüthige Mailand, der hierauf eingetretene Waffenstillstand bis zum Frühjahr 1849, das siegreiche Einrücken der Oesterreicher in das farb. Gebiet, die gewonnenen Schlachten bei Sorogessa, Mortara u. endlich bei Novara (23. März 1849), die freiwillige Abdankung des Königs Karl Albert und dessen Tod auf fremder Erde, die Niederlagen der italienischen Revolution in Brescia, Livorno, Florenz, Bologna, Ancona und Rom, der Frieden mit Sardinien (6. August 1849) und endlich der furchtbare Kanonendonner, vor dem auch in dem stolzen Venedig, nach anderthalbjährigem Widerstande, die letzte Fahne der italienischen Empörung niederfiel, das Alles sind Dinge, die dem Leser ihrer Zeit von dem Hinkenden berichtet worden sind.

Die äußere Macht der Empörung wider Oesterreich war gebrochen, aber der Geist lebte und wirkte im Stillen fort.

An Karl Alberts Stelle war sein Sohn Viktor Emanuel, der einst als tapferer Führer die früheren Kämpfe gegen Oesterreich mitgeschritten hatte, auf den Thron Sardiniens gestiegen.

Was in dem Vater gelebt hatte, lebte in dem Sohne fort und aus allen Theilen Italiens sammelten sich die Unzufriedenen in seinem Gebiete um seinen Thron.

In Frankreich hatte sich die Republik nach kurzem Leben, sterbend, unter die Fittige des Napoleonischen Adlers gestülct. Louis Napoleon, der Neffe des berühmten Kaisers, der Erbe seines Thrones und, wie es scheint, auch seiner Bestrebungen, war am 2. Dezember 1852 von dem Präsidentensstuhl auf den Kaiserthron von Frankreich emporgestiegen und Hoke und Nieder, unetigend vergangener Tage und Verträge, beugten sich vor den Strahlen der neuangefehenden Sonne.

Wohl hatte Napoleon III. bei seiner Erhebung der Welt